



universität  
wien

# DIPLOMARBEIT

Titel der Diplomarbeit

„Die Selbstbehauptung des Subjekts in drei Romanen der  
Aufklärung“

Verfasser

Tancredi Baudracco

angestrebter akademischer Grad

Magister der Philologie (Mag. Phil.)

Wien, 2008

Studienkennzahl lt. Studienblatt:

A 332 354

Studienrichtung lt. Studienblatt:

Deutsche Philologie

Betreuerin / Betreuer:

Ao. Univ.-Prof. Mag. Dr. Wynfrid Kriegleder

## Einleitung

Hebt sich die Aufklärung nicht so sehr für die Originalität ihrer philosophischen Gedanken, sondern vielmehr für die Bedeutung hervor, welche sie diesen verleiht, die, „aus bloßen Resultaten zu Imperativen“ geworden, an dessen Ursprünge anknüpfend wieder vor die Aufgabe gestellt wird, „die Ordnung, die er als notwendig begreift“, nicht in die Welt folgenloser Spekulationen zu verbannen, sondern auch umzusetzen, um durch diesen „Akt der Verwirklichung“ zugleich „seine eigene Wirklichkeit und Wahrheit zu erweisen“<sup>1</sup>, so soll Gegenstand dieser Arbeit die Frage sein, in welcher Beziehung die Hauptgestalten der *Geschichte des Fräuleins von Sternheim* und des *Reizensteins* zu ihrer Epoche stehen und in welchem Maße sie ihren Wertevorstellungen die Rolle der Lebensgestaltung zuweisen. Dabei wird sich der Diskurs notwendig in den größeren Rahmen des Verhältnisses Subjekt-Allgemeines einbetten.

Ausgangspunkt meiner Beobachtungen ist das ambivalente und schwierige Verhältnis zwischen den einzelnen tugendhaften Gestalten beider Romane und der umliegenden Welt, welches sich durch eine Spannung, ein stetes Schwanken zwischen dem Wunsch nach sozialem Engagement und der Angst kennzeichnet, die als unzulänglich empfundene Realität nicht umgestalten zu vermögen und von dieser schließlich sogar selbst mitgerissen zu werden. Letztere Option, welche den Verzicht auf eine aktive Rolle in der Welt bedeutet, steht in deutlichem Kontrast zur bürgerlich-aufklärerischen Ideologie, deren stolzes Selbstbewusstsein nicht zuletzt auf der Überzeugung gründet, die vorgefundene überkommene Gesellschaft erneuern zu können.

Im Eingangskapitel, *Arkadien versus Gut Sternheim*, werde ich die idealen Lebensvorstellungen der bedeutenden Gestalten beider Romane – das sind Reizenstein und seine Freunde sowie die Sternheim und ihre Eltern – vergleichen,

---

1 Cassirer, S. XI-XII.

die zumindest in programmatischer Hinsicht sehr ähnlich sind In den weiteren Kapiteln werde ich den Selbstbehauptungsprozess von Seiten des Subjekts aus folgenden Perspektiven erläutern:

*Gelassenheit – zwischen Tugend und Leidenschaft* befasst sich mit dem konfliktuellen Verhältnis zwischen subjektiven Impulsen und den moralischen Vorschriften, welche diese zu bändigen versuchen und sich unter dem bürgerlichen Gebote der Gelassenheit subsumieren. Dem bedeutendsten Vertreter subjektiver Regungen, der häufigsten Ursache der Auseinandersetzung zwischen dem Einzelnen und dem Allgemeinen der Gesellschaft, widmet sich der Kapitel *Leidenschaftliche und vernünftige Liebe*.

*Schicksal und Vorsicht* – zwei unterschiedliche Vorstellungen, unter denen die Hauptgestalten beider Romane ihre wahre Absichten und somit ihre Subjektivität verbergen, bilden das Thema des 4. Kapitels. Die letzten Kapiteln – *Das Verhältnis des Subjekts zum Allgemeinen* und *Ausgeübte Tugend* – analysieren zunächst das Verhältnis des Subjekts hinsichtlich der sozialen, politischen sowie ökonomischen Wirklichkeit, um schließlich die effektive Konkretisierung seiner philanthropischen Ideale – zentrales Thema beider Romane – zu hinterfragen.

Die Geschichte der Arkadier, die – im Kontrast zum obskurantistischen Europa – in Amerika eine neue, auf Vernunft und Egalitarismus gründende Gesellschaft entwerfen, scheint auf dem ersten Blick eher dem eingangs angesprochenen aufklärerischen Grundsatz zu entsprechen, als es jene des Fräuleins von Sternheim vermag, welche die Verwirklichung ihres Lebensideals an der Seite eines englischen Lords feiert. Ein Eindruck, den diese Untersuchung nicht bestätigen wird.

## **Inhaltsverzeichnis**

I. Arkadien versus Gut Sternheim	4
II. Gelassenheit – zwischen Tugend und Leidenschaft	17
III. Leidenschaftliche und vernünftige Liebe	21
IV. Schicksal und Vorsicht	31
V. Das Verhältnis des Subjekts zum Allgemeinen	37
VI. Ausgeübte Tugend	68

## I. Arkadien versus Gut Sternheim

Sophie, die Mutter der Titelheldin, welche den Oberst durch die öffentliche Lektüre seiner Briefe an ihren Bruder liebte, noch lange bevor sie ihn sah, verbirgt wie dieser ihre Gefühle: erst der Baron vermag es – durch eindringliche, ja einem Verhör ähnliche Befragung – ihr Schweigen zu durchbrechen. Der Grund für ihr mangelndes Mut, ihre Liebe bewusst auszusprechen, besteht einerseits in ihrer unmündigen weiblichen Lage als Mädchen, das – wolle es seine Ehre bewahren – „nicht ungebeten lieben darf“ (STH 30; vgl. auch die Protagonistin hinsichtlich Emma: STH 284). Ihr Benehmen erklärt sich aber andererseits auch durch die Tatsache, dass ihre Liebe einem Manne gilt, der dem bürgerlichen und somit einem niedrigeren sozialen Stand als ihrigem angehört. In ihrem bereits als Frau von Sternheim geschriebenen Brief an die Stiefmutter wird sie sich folglich für ihre Zusage an die Heirat bedanken. Die Verbindung mit dem bürgerlichen Oberst ermögliche es ihr nämlich, nach dem „eigenen Charakter“ und den eigenen „Neigungen“ zu leben (STH 37):

Dieses war mein Wunsch, und diesen hab ich von der Vorsehung erhalten – einen nach seinem Geist und Herzen aller meiner Verehrung würdigen Mann; und mittelmäßiges, aber unabhängiges Vermögen, dessen Größe und Ertrag hinreichend ist, unser Haus in einer edlen Genügsamkeit und standesgemäß zu erhalten, dabei aber auch unsern Herzen die Freude gibt, viele Familien des arbeitsamen Landmanns durch Hilfe zu erquicken, oder durch kleine Gaben aufzumuntern.

(STH 37-38)

Die adlige Sophie wertet somit den Einzug in den bürgerlichen Stand als eine Befreiung von jenen erstarrten Konventionen, welche ein schweres Hindernis für die ungehemmte Entfaltung eigener Neigungen und Bestrebungen darstellen. Das heißt natürlich nicht, diese Neigungen und Wünsche würden keinerlei Instanz mehr unterliegen, denn an die Stelle jener überkommenen Moral ist nun die Vernunft

getreten, welche ihrerseits als Filter des Subjekts fungiert – doch diesem scheinen die Anforderungen der neuen Moral den eigenen zu entsprechen, und passt sich ihr freiwillig an.<sup>2</sup>

In der vom Oberst kurz nach der Heirat gehaltenen Unterredung mit Sophie, wo dieser sein Lebensideal und seine Pläne hinsichtlich der Organisation von Gut Sternheim programmatisch darstellt, erscheint die Vernunft als entscheidende Antriebskraft all seiner Handlungen (vgl. STH 38 ff.). So sei es z.B. notwendig, die jeweils geeignete pädagogische Methode anzuwenden, um die Vernunft eines jeden anzusprechen. Ziel sei nämlich, Sachverhalte begreiflich zu machen: nicht leere Vorschriften zu predigen, sondern dafür zu sorgen, dass auch deren vernünftigen Ursachen vermittelt werden. Die Bauern sollen nicht nur durch Güte und gerechte Ausübung der Justiz unterstützt werden, sondern auch dazu verholfen werden, ihre Arbeit effizienter zu organisieren. Die Titelheldin wird sich diesen Grundsatz aneignen: so betrachtet sie in ihrem Hilfsplan für die verfallene Ratsfamilie materielle Gaben bloß als notwendige sofortige Hilfe, entscheidend für sie ist, den Hilfsbedürftigen zur vernünftigen Einsicht eigener Fehler zu bringen, um diesen in der Lage zu stellen, dem selbstverschuldeten Elend durch Selbsthilfe zu entkommen (vgl. STH 155).

Diesen Grundsatz befolgt der Oberst auch hinsichtlich der Religion und verlangt mit aufklärerischem Selbstbewusstsein die Umsetzung seiner Ideen von Seiten des frisch bestellten Pfarrers. Damit sie nicht Zeugnisse unfruchtbarer Gelehrsamkeit, sondern vom moralischen Nutzen seien, sollen nämlich auch Predigten an die Vernunft appellieren, um zu überzeugen. Dies sei zu erreichen, wenn sich der Redner – in bester aufklärerischer Tradition – an den konkreten Bildungsgrad des Zuhörers anpasse und die moralische Botschaft im Falle einfacher Bauern z.B. mit „Betrachtungen über die *physikalische* Welt“ (STH 43, Hervorh. im Orig.) verbinde. Das Neue in der Einstellung des Obersten zur Religion liegt nicht so sehr in ihrer

---

2 In der Tat wird sich der neue Kanon durch den aufklärerischen Anspruch auf Universalität bald als ein nicht minder schweres Hindernis auf dem Wege zur Selbstbehauptung des Subjekts erweisen: vgl. Brenner S.95; S. 125 ff.

Rolle (sie dient nämlich nach wie vor zur Einsicht der gottgewollten Ordnung und folglich zur Erhaltung des sozialen *Status quo*), sondern im geforderten Verhältnis zum Gläubigen: die Inhalte sollen auf eine Weise vermittelt werden, die ihr Verständnis ermöglicht. Dies wiederum beruht auf der Auffassung, dass die Vernunft universell sei und jedem Menschen gleich innewohne, der konkrete Weg zu ihr aber vom Bildungsstand und sozialen Status des jeweiligen Subjekts bedingt sei.

Im Laufe der Unterredung drückt der Oberst auch seine Freude aus, einen „weisen Führer“ in der Gestalt seines Vaters erteilt bekommen zu haben (STH 39), der ihn „aus weiser Überlegung und Kenntnis [seines] Gemüts“ den „größten Teil“ seines Vermögens verbarg:

[...] einmal um der Nachlässigkeit vorzubeugen, mit welcher einzige und reiche Söhne den Wissenschaften obliegen; und dann die Verführung zu vermeiden, denen diese Art junger Leute ausgesetzt ist [...].

(STH S. 39)

Materielle Mittel sind aber nicht *a priori* zu vermeiden, sondern nur potentiell schädlich für den Menschen dem die geistige und moralische Kraft fehlt, mit ihnen richtig umzugehen:

Daher suchte mich mein Vater zuerst, durch Tugend und Kenntnisse, moralisch gut und glücklich zu machen, ehe er mir die Mittel in die Hände gab, durch welche man alle Gattungen von sinnlichem Wohlstand und Vergnügen für sich und andre erlangen und austeilen kann.

(STH S. 40)

Tugend und Wissenschaften werden hier als Gewähr für eine erfolgreiche Existenz gewertet: dem Wohlhabenden helfen sie, mit seinem Eigentum richtig umzugehen, insbesondere es auch richtig – d.h. „für sich und andre“ – einzusetzen, für den weniger Bemittelten bilden sie zugleich einen Ansporn und ein Instrument, sich „einen Namen zu machen“ (STH 39). Es überrascht somit nicht, dass im „glücklichen Mittelstande [...] die Kultivierung des Geistes und die Ausübung der meisten

Tugenden nicht nur als Pflichten“ angesehen werden, „sondern auch als Grund“ eigenen „Wohlergehens“ gelten (STH 39). Diese Betrachtung enthält eine nicht allzu verhüllte Kritik an den Adel und an dessen Erziehungsinhalte dar: da hier die hohe soziale Stellung ohnehin schon gesichert scheint, bestehe nämlich kein Anreiz, die (Aus-)übung der Tugenden und Pflichten mehr als nur oberflächlich zu betreiben. Die Verwirklichung der Ideale des Obersten wird paradigmatisch von Gut Sternheim repräsentiert, das ein Zeichen der Selbstbehauptung des Subjekts durch Tugend und Wissen und somit Ausdruck von Zuversicht in den menschlichen Fähigkeiten ist.

Schon nach den ersten negativen Erfahrungen mit der Welt sehnt sich Sophie nach Gut Sternheim und bittet die Tante vergeblich, sie wieder nach Hause zu bringen (vgl. STH 80) – als es ihr diese nach längerem insistieren endlich zur Aussicht stellt – freilich nur, damit sie am fatalen Maskenball teilnehme – kann die Sternheim ihre Freude kaum beherrschen:

O Emilia! mit was für Entzücken der Freude werde ich dieses Haus betreten, wo jeder Platz an die ausgeübten Tugenden meiner Eltern mich erinnern, mich aufmuntern wird, ihrem Beispiel zu folgen! Tugenden und Fehler der großen Welt sind nichts für meinen Charakter; die ersten sind mir zu glänzend und die andern zu schwarz. Ein ruhiger Zirkel von Beschäftigung für meinen Geist und für mein Herz ist das mir zugemessene Glück, und dieses finde ich auf meinem Gute.

(STH 182-183)

Gerade wegen seiner programmatischen Valenz kann aber Gut Sternheim unmöglich zum Fluchort für die Titelheldin werden. In seiner Eigenschaft als vollkommene Verwirklichung elterlicher Tugenden kann es nämlich nicht mehr Objekt ihres Wirkens sein, sondern wird zum Leitmodell, das Sophie zu deren Ausbreitung *außerhalb* von Gut Sternheim verpflichtet. Auch die Tatsache, dass Gut Sternheim in seiner physischen Beschaffenheit kaum mehr als skizziert, dessen exemplarische Organisation aber ausführlich beschrieben wird, lässt es als ein örtlich ungebundenes, universell reproduzierbares Modell erscheinen. Sophie ahnt es schon vage, und

indem sie den Auszug Emilias aus Gut Sternheim als ein Zeichen der Vorsicht deutet, die „ihre Tugenden in einern andern Gegend leuchten machen“ wollte (STH 183), nimmt sie unbewusst ihr eigenes Schicksal vorweg.

Hinsichtlich der bekundeten Vorsätze scheint das arkadische Ideal im *Reizenstein* in seinen wesentlichen Zügen jenes des *Sternheim-Romans* zu widerspiegeln<sup>3</sup>: es zeichnet sich nämlich durch eine ausgesprochene Philanthropie und dem Wunsch aus, eine naturgemäße Existenz zu führen. In Wahrheit erweist sich aber das arkadische Ideal im Laufe der Handlung als äußerst flüchtig, sowohl in seiner Form als auch in seinem Inhalt: anfänglich noch als Schwärmerei mit moralischem Inhalt zu bezeichnen, nimmt es nach dem theatralischen Schäferfest zu Mainbernheim zaghaft konkrete Züge auf, um endlich zu Barbingtonhouse als reales Arkadien zu erscheinen – das dem Leser im agrarischen Terrorszenario der abschließenden Utopie in völlig unerkennbarer Gestalt wiederbegegnet. Ähnlich wie Gut Sternheim nimmt somit auch Reizensteins Arkadien eine moralische Dimension ein, droht aber auch, in dieser begrenzt zu bleiben und sich zu einer bloßen Absichtserklärung zu beschränken.

Fiekchen, der im Unterschied zu Reizenstein (dem Merciers *l'An deux mille quatre cent quarante* „ein Labsal“ ist – RZ 12. Bf., S. 41) die Lektüre einer Utopie keinen eskapistischen Trost bietet, sondern diese ihr vielmehr das Ungenügen an der Realität noch deutlicher erscheinen lässt und in ihr einen Ausruf der Unzufriedenheit erregt (vgl. RZ 6. Bf. S. 23), ist die prädestinierte Gestalt, um dieses Problem anzusprechen.<sup>4</sup> Mit ihrer Bemerkung, dass das „sich Sehnen nichts hilft“ (RZ 32. Bf., S. 95), unterstreicht sie tatsächlich die Nutzlosigkeit leerer Beschwörungen des Goldenen Zeitalters seitens ihrer Freunde und regt Reizenstein zum ersten Mal an, die Möglichkeit eines gegenwärtigen arkadischen Lebens anzunehmen, ja gar zu behaupten:

<sup>3</sup> *Arkadier* und *arkadisch* werden sich in der Folge auf Reizensteins Freundeskreis beziehen.

<sup>4</sup> Eine Rolle, die nicht zufällig einer weniger intellektuellen Gestalt zukommt, welche nach dem frühen Tode ihrer Mutter ihren praktischen Sinn ähnlich wie die Sternheim in der Führung der Hauswirtschaft erprobt (vgl. RZ 11. Bf., S. 36).

Warum sollte es nicht helfen? erwiderte ich. Das Schäferleben besteht hauptsächlich in Unschuld und Reinigkeit der Sitten, in herzlichem Wohlwollen gegen alle Geschöpfe und in liebevoller Hülfe, die man dem erzeigt, der bedarf. Wenn wir nun uns bemühen, unser Herz rein und unschuldig zu bewahren, mit allen Geschöpfen so herzlich es meynen, wie mit uns selbst, dem Nächsten helfen, wo wir können; sind wir denn nicht wahre arkadische Schäfer?

(RZ 32. Bf., S. 95)

Gerade durch das am nächsten Tage im Schröder'schen Garten organisierte Schäferfest, den Versuch also, die postulierte Universalität und Aktualität arkadischer Tugenden tatsächlich zu beweisen, erfährt aber diese eine entscheidende Einschränkung, sowohl in ihrer zeitlichen als auch räumlichen Dimension. Das, was eigentlich Dekor sein sollte, erscheint nämlich als wesentliches Requisit arkadischen Lebens: die Notwendigkeit, sich als gegenwärtiger Arkadier „schäfermäßig“ zu kleiden und mit „Hirtenstab und Heerde“ aufzutreten, reduziert dessen Wirkungskreis und verbannt die Möglichkeit, nach den eigenen Idealen zu leben, auf eine episodenhafte Maskerade, die unwillkürlich theatralischen Charakter erlangt und das Bild der „Fête auf dem Lande“ aus dem *Sternheim-Roman* hervorruft (STH 43), wo die als Bauern verkleideten Höflinge ihre Zeit artig in ländlicher Fiktion vertreiben.

Das paradoxe Resultat des Versuchs, nach den eigenen Überzeugungen auch tatsächlich zu leben, stellt implizit den Beweis für dessen Unverwirklichbarkeit dar: angesichts auch der sektiererisch-heidnischen Konnotation, welche die arkadische Gemeinschaft im weiteren Verlauf allmählich annehmen wird (vgl. RZ 131. Bf., S. 293), erscheint somit das arkadische Fest zu Mainbernheim als leerer Ritus, der das Goldene Zeitalter beschwört, es aber entgegen den ursprünglichen Absichten nicht zu aktualisieren vermag.

Mainbernheim selbst, das dem arkadischen Leben eine reelle Dimension verleihen sollte, wird somit zum (einzigen) mythischen Ort verklärt, wo man ideell – und ausschließlich ideell – nach den eigenen Wünschen leben darf. Dies zeigt sich

besonders deutlich im 34. Brief, als der nunmehr nach Erlangen zurückgekehrte Reizenstein seinem Freund Müller bekennt, sich jeden Abend im Gedanken nach Mainbernheim zu begeben, um in der Traumwelt des arkadischen Freundeskreises zu verweilen. Wir haben bereits bemerkt, dass der arkadischen Gemeinschaft immer schon, auch wenn sie tatsächlich zusammentrifft, der Charakter des Irrealen immanent ist – dass aber die Erinnerung daran ausreicht, Reizenstein einen angenehmen Fluchort zu bieten, lässt hier ihre eskapistische Funktion besonders deutlich erscheinen. Die Tatsache, dass dem Titelheld das Schwärmerische der eigenen Projekte – „Die Schlösser sollten Sie sehen, die ich da aufbaue!“ schreibt er – offensichtlich bewusst ist, dieser zugleich aber bemerkt, „sich wohl dabey“ zu befinden, liegt den Schluss nahe, dies sei gerade das erwünschte Resultat der Beschäftigung mit arkadischen Idealen: die frustrierende Erfahrung, nicht nach den eigenen Neigungen zu leben, auszugleichen, und ein angenehmes trügerisches Gefühl von Selbstverwirklichung zu hervorrufen. Ein Bedürfnis, das Reizenstein auch noch am Ende des Romans empfindet, als in seinem Brief an Janson die positiven Wirkungen seines Verfassungsentwurfs bereits in der Illusion von deren Annahme zu bestehen scheinen, die es vor rationalen Überlegungen zu bewahren gilt:

Lassen Sie mir die süsse Vorstellung, [...] dass alle meine Vorschläge wegen der künftigen Verfassung unserer Kolonien angenommen, und ausgeführt seyn; ich kann das „so solls werden, so wird’s seyn!“ nicht leiden, und schreibe Ihnen daher lieber: so ists!

(RZ 160. Bf., S. 358)

Doch Reizensteins gelassene Haltung ist gerechtfertigt, denn die Neue Welt scheint – unabhängig vom Erfolg seines politischen Engagement – viel günstigere Ausgangsbedingungen für eine Neuauflage Arkadiens als Europa zu bieten, die ausschließlich als negative Kontrastfolie dient – mehr noch: im Landesinneren von Georgien und Südkarolina wurde anscheinend schon vor seiner Ankunft ein patriarchalisches Leben geführt! Wie der Titelheld selbst berichtet, liegen dort nämlich die meisten Siedlungen an der Küste:

[...] Weiter herein ins Land wohnt man sporadisch d.i. jeder Pflanzler hat sein Feld, seine Gärten, Negershütten, alles, was ihm gehört, um sich herum, und wo sein Gebiet aufhört, fängt ein anderes an [...]. Ist das nicht, wie die Patriarchen lebten? Vereinigt nicht diese Lebensart das schwärmische des Einsiedlerlebens mit dem gesellschaftlichen? Wenn ich Umgang nicht liebe, schliesse ich in meine Pflanzung mich ein, und finde nicht weit von meiner Hütte Menschen, so bald ich sie suchen will. Hier sind also Neid, Eifersucht, Kollision des Interesses, und die andern Uebel, die die menschliche Gesellschaft verderben, fast ganz verbannt, oder könnens wenigstens eher seyn, als in euern ummauerten Gefängnissen, in welche die Menschen bey euch eingekerkert werden, um einander Rippenstösse zu geben, [...] und sich mit Füßen zu treten.

(RZ 118. Bf., S. 273)

Reizensteins Vorstellung von Gesellschaft erscheint hier äußerst negativ konnotiert: offensichtlich tragen die Menschen – mit einigen wenigen Ausnahmen, wie uns der arkadische Freundeskreis lehrt – den Keim des Bösen schon in sich, und deren Zusammenkunft bringt deshalb unweigerlich alle „Uebel, die die menschliche Gesellschaft verderben“, hervor. Der menschlichen Gesellschaft ihr Verderben zu sparen, indem man sie auflöst, stellt bestimmt eine unfehlbare Methode dar, klingt aber ziemlich paradox und ist ein weiterer Beweis einer bestenfalls egoistischen Einstellung ihr gegenüber: im übrigen sind diese schädlich und werden gemieden, doch sollte Reizenstein einmal das Bedürfnis nach sozialen Beziehungen spüren, stehen unweit von seinem Gut immer willige menschliche Repräsentanten zur Verfügung.

Einen weiteren Aspekt arkadischen Lebens erfahren wir im 126. Brief, als Reizenstein den ersehnten, ihm von der Aussicht einer Aufnahme in den Barbington-Clan schon verheißenen Lebensstil mit der Wendung „durch das Leben schlender[n]“ ausdrückt (RZ 126. Bf., S. 283) – spätestens hier fasst der Leser den Verdacht, Reizensteins Arkadien stütze sich nicht nur auf Südkarolinas günstige demographische Verteilung. Wenn nämlich der arkadische Lebenstraum aus einer „von Nachlässigkeit, Trägheit, einer gleichgültigen Einstellung, einem Mangel an

Engagement gekennzeichnete Art u. Weise“ bestehen soll <sup>5</sup>, sind die „Negershütten“ im obigen Zitat nicht als bloße exotische Note erwähnt worden.

In der Tat erfahren wir aus dem 154. Brief, dass Schröder mit der Aufsicht über die Arbeit der „Negers“ beauftragt wurde (vgl. RZ 154. Bf. S. 338). Wilhelminens Beschreibung des neuen Arkadiens zeigt uns ferner, dass eine definitive Verschiebung vom inhaltlich-moralischen zum formalen Aspekt stattgefunden hat. Den schon am Fest zu Mainbernheim anwesenden Schafen – nun freilich in größerer Stückzahl zur Verfügung – sind nämlich als feste arkadische Bestandteile um das Barbington'sche Herrschaftshaus symmetrisch angeordnete Villen und weitere artige architektonische Elemente ergänzt. Diese und andere moralisch ähnlich inhaltslose Accessoires ermöglichen es einer sichtlich befriedigten Wilhelmine die Erfüllung des arkadischen Traumes anzukündigen:

[...] wir sind alle Schäfer und Schäferinnen: jedes von uns hat seine eigene Heerde. Mit unbänderten Stäben und Schäferhüten ziehen wir Morgens oder Abends aus, auf einen gemeinschaftlichen Weideplatz, der von unsrer aller Wohnungen nicht allzuentfernt ist. Wir spielen arkadische Spiele, wir spielen kleine Romane, [...] Schröder spielt die Flöte, und die andern singen dazu [...]. Damit aber doch die Eintönigkeit unserer Vergnügungen nicht zu groß wird, so ist ein Arkadischer Preis für den oder die ausgesetzt, das ein neues Spiel, eine neue Unterhaltung [...] erfindet. Auguste hat schon einige Preise erhalten, und sie weiß recht wohl in unsere Sitten und Gesetze sich zu schicken. Besonders unterhält sie uns oft auf das angenehmste, wenn sie Klagen [...] über die Abwesenheit ihres Schäfers anstellt. Neulich überraschte sie uns ganz artig mit einer politischen Idylle über den gegenwärtigen Zustand der Kolonien – und fehlte alle andere Zerstreung, so haben wir Gessners Gedichte, die nie altern.

(RZ 154. Bf., S. 339)

Was in Mainbernheim nur für die Dauer eines Tages möglich gewesen war, ist nun in Amerika zum täglichen Leben geworden, dessen Beständigkeit von der gesellschaftlichen Abkapselung eines zum Zufluchtsort gewordenen Barbingtonhouse versprochen wird. Entscheidend ist aber die materielle Absicherung durch Sklavenarbeit: während die Arkadier der mythischen Goldenen Zeit ihre

<sup>5</sup> „Schlendrian“: DUDEN 5, S. 2275

Existenz offensichtlich auf der Schafzucht gründeten, die somit eine echte Arbeit darstellte, bedeutet diese für die Schäfer des 18. Jahrhunderts einen puren Zeitvertreib, dem sie in beruhigender Nähe von ihrer Residenz nachgehen können. Dies zeigt die reale Distanz der Hauptgestalten von ihrer verehrten Natur, die auf ähnliche Weise wie die Schafsherden nur als bürgerlich gezähmte Szenerie ihres gemütlichen Schlenderns geduldet wird.

Die Parallele Fiekchen-Auguste bestätigt sich: obwohl sich die Miss gut in die arkadische Gemeinschaft eingliedert hat, kommt nämlich der einzige Verweis auf die wirkliche Welt von ihrer Seite: mit ihrer politischen Idylle vermag sie es immerhin, ihre bürgerlichen Freunde zu überraschen. Doch die politische Entwicklung in den Kolonien, von der einst das Glück der Menschheit abzuhängen schien, liefert jetzt bloß den Stoff für einen fiktionalen, mit den Lamentationen über die Abwesenheit des Geliebten frei auswechselbaren Zeitvertreib. Dies steht in diametralem Gegensatz zur Botschaft des *Sternheim-Romans*, wo die Protagonistin selbst die Idee von Zeitvertreib nicht gelten lässt, da sie darin zu Recht die Negation ihres Arbeits- und Wohltätigkeitsethos erkennt (vgl. STH 73).

Die ausgesprochen ludische Form des arkadischen Lebens zu Barbingtonhouse stellt aber auch nicht den Versuch dar, das beim Fest zu Mainbernheim und in der Folge oft proklamierte Ideal einer zum Wohle der Menschheit vom Luxus befreiten Welt mindestens ansatzweise zu verwirklichen. Um seiner Anfangsposition dennoch nicht völlig zu widersprechen, entwirft Reizenstein den Plan eines weiteren amerikanischen Arkadiens, das „ungefähr am Ende [des] Jahrhunderts oder in der Mitte des nächsten“ bestehen wird (RZ 161. Bf., S. 358). In das utopisch-irreale Gewand der beunruhigenden Endvision gekleidet, schließt somit Arkadien den Zirkel seiner Metamorphose ab und kehrt zur anfänglichen imaginären Dimension zurück.

Dass Reizenstein seine ideale glückliche Gesellschaft in eine zwar nicht ungewisse, doch genügend ferne Zukunft verlegt, um sie nie selbst erleben zu müssen, mag auch darin seinen Grund haben, dass diese nicht als das geeignetste Ort für ein gemütliches Schlendern erscheint, sondern geradezu als Gegenbild des

Mainbernheim'schen und vollends des Barbington'schen Arkadien wirkt. Die utopische Welt, die Reizenstein im 161. Brief seinem fiktiven Gast beschreibt, scheint nämlich nach jener paradoxen Methode zum Schutz menschlicher Gesellschaft vor ihrem Verderbnis aufgebaut worden zu sein, die auf S. 11 dieser Arbeit bereits angedeutet wurde. Um günstige Voraussetzungen zu schaffen, werden zunächst die Städte „bis auf den Grund abgetragen“.<sup>6</sup> Auch „Künstler und Professionisten“ gibt es nicht mehr, denn diese sind zu Bauern umerzogen worden, welche nun die einzige Gesellschaftsklasse bilden (RZ. 161. Bf., S. 359), da „jede Familie sich selbst alles schaffen kann“ (RZ 161. Bf., S. 360). Eine autarkische Wirtschaft genügt, um die kleine Anzahl noch gestatteter Grundbedürfnisse zu befriedigen:

[...] Wir brauchen nichts, als Korn, Wolle und Felle, und das haben wir. Alle Artikel, welche die Gewinnsucht von einem Lande ins andere bringt, sind aus den Kolonien verbannt. Durch unsere Wohnart ist der Kleiderpracht, den Wollüsten und tausend Lastern, welche die gesellschaftliche Lebensart drücken, der Zugang verwehrt. Hier finden Sie keine Kollisionen des Interesses, keine Verführungen der Tugend – denn wir haben keine Müssiggänger – keine Entwürfe des Ehrgeizes oder der Habsucht. Zu allen diesen Verirrungen der Menschheit von den Gesetzen der Natur geben die grossen Gesellschaften Gelegenheit, und je grösser die Stadt ist, ein desto grösserer Sammelplatz der Laster ist sie.

(RZ 161. Bf., S. 359)

Ein Wendepunkt im Kampfe gegen den Luxus ist aber die Abschaffung des Eigentums, welche Geld überflüssig macht:

[...] Nun überdenken Sie, wie viele Hydernköpfe des Lasters wir dadurch auf einmal abhieben, daß wir allen Reiz zum Geize mit der Wurzel ausgerottet haben! Wir haben nichts zu verkaufen, und kaufen nichts ein. Daher haben wir kein Geld.

(RZ 161. Bf., S. 360)

---

<sup>6</sup> Wie Reizenstein selbst kurz vor seiner endgültigen Rückkehr ins Privatleben ankündigt, wird dieser Vorsatz auch tatsächlich umgesetzt werden.

Die Gefahr einer „Verirrung[...] der Menschheit von den Gesetzen der Natur“ einfach durch Beseitigung jeglicher Möglichkeit, andere Wege zu gehen, abwenden zu wollen, widerspricht der offiziellen arkadischen Position, wie sie aus dem Feste zu Mainbernheim hervorgeht. Gemeinsamer Nenner der dort vom Baron eingeleiteten Diskussion – die durch seinen baldigen Tod bald programmatischen Charakter für die ganze Gemeinschaft annimmt – ist nämlich die feste Überzeugung, dass die gute Tat, die ein Heuchler nicht um ihrer selbst willen, sondern in Hinsicht auf eine mögliche Belohnung begeht, als keine solche zu werten sei (vgl. RZ 33. Bf., S. 102). Tugendvolles und lasterhaftes Benehmen sind rein äußerlich nicht immer zu unterscheiden: alleinige Diskriminante ist hier die zugrundeliegende Intention.<sup>7</sup>

Indem lasterhaftes Benehmen durch Abschaffung der Möglichkeit selbst, etwas anderes als ein vermeintlich tugendvolles Leben zu führen, eliminiert wird, bedeutet aber die *Tabula rasa* der Endvision gleichzeitig das Ende jeder bewussten Tat: das Insistieren auf Moral und Erziehung, vermeintliche Stützen auch des Zukunftsarkadiens (vgl. RZ 161. Bf., S. 362), wirkt nach dem Verlust der Entscheidungsfreiheit hohl und inkohärent.<sup>8</sup>

Diese Widersprüchlichkeit ist das Resultat des Versuchs, die Menschheit gut und glücklich werden zu lassen, ohne in ihr Vermögen zu vertrauen, sich kraft der Erziehung, des Beispiels oder auch nur der Einsicht in den eigenen Fehlern diesem Ziele zu nähern. Den gordischen Knoten einer tugendhaft zu machenden Menschheit, von deren grundlegender Schlechtigkeit er tief überzeugt ist, kann somit Reizenstein nur mehr durch die magische Beseitigung aller Verführungen der Tugend lösen, notfalls entgegen ihrem Willen, wie er selbst nach der Zerstörung Philadelphias verwundert bemerkt: „Dass doch die Menschen zu ihrem wahren Glücke wie gezwungen werden müssen!“ (RZ 162. Bf., S. 365).

---

<sup>7</sup> Vgl. Klein S. 29 ff.: Das moralische Urteil einer Handlung muss klären, ob der Handelnde „[...] um des moralisch Guten willen, um der Erfüllung des Sittengesetzes willen gehandelt hat, oder ob andere Motive ihn bewegt haben.“

<sup>8</sup> Vernunft und Verantwortlichkeit setzen freiwilliges Handeln voraus; vgl. Klein S. 10; 17.

Dem Prinzip der Selbstbeschränkung, der bewussten Mäßigung eigener Ansprüche als Schlüssel zu einem glücklichen Leben, begegnen wir in beiden untersuchten Romanen: er beruht auf der Einsicht des Subjekts in die Notwendigkeit einer Einschränkung seiner Individualität gemäß den Anforderungen des Allgemeinen, wolle er nicht überhaupt auf diese verzichten (vgl. Brenner 95). Während aber im *Sternheim-Roman*, wo die Vermittlung zwischen subjektiven und allgemeinen Ansprüchen durch „die Vorstellung einer objektiven Moral, die vom Subjekt vermeintlich freiwillig akzeptiert wird“ versucht wird (Brenner 135), wenigstens der Anschein einer Autonomie des Subjekts gewahrt bleibt, mutiert im *Reizenstein* eine zum allgemeinpflchtigen Prinzip erklärte Selbstbeschränkungstugend selbst zu einem heteronomen Anspruch, dessen notwendiges Resultat der Nonsens einer „zur Tugend vergewaltigten Menschheit“ ist <sup>9</sup>: die Schlussutopie wird zum Sinnbild arkadischen Versagens.

---

9 Kriegleder, RZ S. 407

## II. Gelassenheit – zwischen Tugend und Leidenschaft

Während im *Sturm und Drang* die Leidenschaften ihren Sieg feiern, vertreten unsere beiden Romane noch das bürgerliche Lebensideal der *Gelassenheit*, das im Namen des Verstandes ihre Kontrolle bzw. Unterdrückung von Seiten des Subjekts verlangt (vgl. Brüggemann 6; Brenner 132). Die *Sternheim* thematisiert sie ausdrücklich, als z.B. der positive Einfluss des Obersten auf den jungen Universitätsfreund gelobt wird, dessen anfängliche Unbändigkeit er mildert – wodurch er den Dank der adligen Familie erntet (vgl. STH 19).

Die Gelassenheit der Hauptgestalten wird meist durch die Liebe erprobt, wenn diese Angehörige unterschiedlicher Gesellschaftsklassen zusammenführt und somit gegen gesellschaftliche Konventionen verstößt. In diesem Falle erfordert Gelassenheit den Verzicht auf die Liebe, eine zwar vermeintlich freiwillige aber schwere Entscheidung: die sich selbst auferzwungene Handlungslosigkeit führt das Subjekt zu Melancholie und zum Wunsch, der Welt völlig zu entsagen – exemplarisch sind hier die Figur des Obersten im *Sternheim-Roman* sowie jene Müllers im *Reizenstein*.<sup>10</sup>

Dem aufklärerischen Absolutheitsanspruch gemäß fallen aber unter die Herrschaft der Gelassenheit auch alle sonst unregelmäßigen Affekte, wie z.B. die Trauer um den Tod eines geliebten Menschen. Der Verlust ihres Vaters stellt in der Tat die erste Probe für die ebenfalls nach diesem Prinzip erzogene Sophie dar:

Sie überwand ihren Kummer; sie selbst war es, welche ihren Herrn Vater aufs sorgfältigste und ruhigste pflegte. Er sah diese Überwindung, und bat sie, ihm in den letzten Tagen den Trost zu geben, die Frucht seiner Bemühungen für Sie in der Fassung ihrer Seele zu zeigen.

(STH 56)

---

<sup>10</sup> Zur Melancholie des Obersten und seiner Geliebten Sophie vgl. STH 24, 27; für dessen Entschluss, wegzureißen vgl. STH 30. Müllers Melancholie wird im 16. u. 20. Brief, RZ 48, 58 angesprochen. Zur Melancholie-Deutung vgl. Brenner 96 ff.

Obwohl es ihr in diesem Fall gelingt, ihre vortreffliche Erziehung durch eine gelassene Haltung zu beweisen, wird Sophie, einmal am Hofe angelangt, in Hinsicht auf emotionale Kontrolle zunächst versagen. An ein Umfeld gewohnt, das in vollkommener Einstimmung zu ihrer Denkweise steht, ist ihr die Abweichung der höfischen von ihrer vermeintlich objektiven und folglich allgemeinbindenden Moral zu groß, um es nicht als unerträglichen Verstoß zu empfinden. Die Diskrepanz zwischen ihrer Sicht und jener der neuen Welt wird in jener Szene deutlich, wo sie die Empörung, die durch den Kontrast zwischen dem verschwenderischen Überfluß höfischer Zeitvertreibe und den am Rande zuschauenden Armen hervorgerufen wird, nicht zu unterdrücken vermag. Trotz der Aufforderung Seymours sowie Fräuleins C\* zur Selbstkontrolle erscheint somit der Konflikt als unausweichbar:

[...] »Liebe C\*, mein Herz ist aufgewallt. Die Gräfin F. machte gestern so viel Rühmens von der großen Freigebigkeit des Fürsten; und heute sehe ich so viele Unglückliche!«  
 Das Fräulein hielt meine Hände: »St. st.« Mylord Seymour hatte mich mit ernstem unverwandtem Blick betrachtet [...] »Teures Fräulein; wie schön ist Ihr Eifer! Zeigen Sie ihn aber nur bei dem Fräulein C\*.«

(STH 79)

Die Bücher, die Sophie aus Gut Sternheim mitgebracht hat, stehen stellvertretend für die elterliche Moral: ihre Beschlagnahme durch die Tante (vgl. STH 79; 81) symbolisiert den Umerziehungsversuch, dem die Titelheldin unterzogen wird – dieser ist aber zum Scheitern verurteilt und endet mit der ebenfalls emblematischen Verbrennung von Derbys unzüchtigen Romanen (vgl. STH 213; 222).

Aus dem bereits Gesagten geht hervor, dass der Konflikt Sophie – Hofwelt nicht als Auseinandersetzung zwischen subjektiven Bestrebungen und Allgemeinem zu deuten ist, obwohl Sophie in folgender Diskussion die Auffassung vertritt, ihre Einstellung zur höfischen Welt sei nicht auf ihre Erziehung, sondern auf ihre angeborenen Charaktereigenschaften zurückzuführen:

»Liebste Sophie, du bist eines der reizendsten Mädchen; aber der alte Pfarrer hat dir eine Menge pedantische Ideen gegeben, die mich plagen. Lass dich ein wenig davon zurückbringen.«

»Ich bin überzeugt, meine Frau Tante, dass das Hofleben für meinen Charakter nicht taugt; mein Geschmack, meine Neigungen gehen in allem davon ab [...].«

(STH 80)

Sophies Selbsttäuschung erklärt sich dadurch, dass in ihrem Fall dank gründlichster Erziehung die subjektiven Ansprüche beinahe vollständig von der elterlichen Moral überlagert wurden und von dieser kaum mehr zu unterscheiden sind: dem Subjekt scheinen somit deren Anforderungen seinen Wünschen und Neigungen nicht zu widersprechen, sondern mit diesen übereinzustimmen.

Die empfundene Identität zwischen Subjekt und allgemeiner Moral wird von den zu Armbändern gefassten Bildnissen der Eltern repräsentiert, die Sophie nach dem Auszug aus Gut Sternheim programmatisch trägt.<sup>11</sup> Das Bildnis der Mutter kann somit durch den Kontrast zwischen deren einfacher Aufmachung und Sophies modischer höfischer Kleidung dieser als Warnung dienen, die Unähnlichkeit auf das Äußerliche zu beschränken – ein Gedanke, den Sophie als „gemeinschaftliche[n] Wink der Trauer und des Gewissens“ deutet (STH 63). Sophies Folgerung, die Trauer um die Eltern habe „ihren alten Sitz in dem Grunde [ihres] Herzens behalten“, und „einen Bund mit der geheimen Beobachterin unsrer Handlungen (ich meine das Gewissen) gemacht“ (STH 63), bestätigt diese Auslegung.

---

11 Vgl. dazu auch Maier 254-255, der allerdings unbegreiflicherweise das Medaillon anfänglich bloß als vages „Andenken an die verstorbenen Eltern“ betrachtet, dem er erst in der Madam-Leidens-Phase „eine neue Qualität“ als Symbol „der elterlichen Tugendhaftigkeit“ zuerkennt.

Im *Reizenstein* wird die Gelassenheit des Protagonisten durch den Tod der Geliebten erprobt – im 59. Brief wendet sich Reizenstein mit folgenden Worten an seinen Freund Schröder:

Du meynst vielleicht, ich könne nicht mit Gelassenheit von ihr reden? [...] ich versichere dich, dass ich gelassener bin, als Du und Deine Louise wohl glauben. Anfangs, ist wahr - [...]. Aber izt bin ich gegen mein Schicksal gleichgültig [...].

[...]

Wie kann man sich denn über etwas freuen, das nicht dauerhaft ist, nicht seyn kann? - und vollends weinen sollte ich? Weil mir ein Gut geraubt ist, das mir schätzbar war? Ich hätte es doch nicht ewig besitzen können; einmal musste ichs verlieren, mithin einmal wenn es seyn muss, beweinen, und nun lieber izt, als wenn ich seinen Werth vollends ganz kennen gelernt hätte. Die genossenen Freuden sind alsdann eben so viele Stachel, die das arme Herz durchboren.

(RZ 59. Bf., S. 165)

Es besteht kein Zweifel darüber, dass Reizensteins Konzept von Gelassenheit nicht jenem der Sternheim und ihres Vaters entspricht. Während nämlich im *Sternheim-Roman* die Fähigkeit, die eigenen Affekte zu kontrollieren und notfalls zu unterdrücken, den Schlüssel für das Subjekt darstellt, die Harmonie mit dem Allgemeinen zu wahren, um schließlich in der Welt als Handelnder auftreten zu können, ist die hier vertretene auf Gleichgültigkeit fundierte Gelassenheit Ausdruck einer Nicht-Beteiligung: um seine Leidenschaften erst nicht kontrollieren zu müssen, will Reizenstein auf sie verzichten. Wir erkennen darin die im 1. Kapitel bereits besprochene arkadische Grundeinstellung: ähnlich wie Reizenstein – von der uneingestandenen Unzulänglichkeit menschlicher Tugend überzeugt – jede Versuchung der Tugend eliminieren möchte um diese zu retten, würde er nun lieber auf jegliche Affekte verzichten, um seine Gelassenheit zu wahren. Die zynische Gleichgültigkeit des Protagonisten, die sich freilich im entscheidenden Moment nicht bewahren wird, verrät somit eine noch gründlichere, weil existentielle, Verzweiflung als es jene pathetische Szene an Fiekchens Grabstätte vermag (vgl. RZ 59. Bf., S. 166).

### III. Leidenschaftliche und vernünftige Liebe

Wie Luhmann berichtet, bleibt „die Tradition, [...] das, was einen *Menschen als Menschen anziehend* macht, in *moralischen* Kategorien“ zu beschreiben, „bis weit ins 18. Jahrhundert hinein [...] intakt“ (Luhmann 128, Hervorh. im Orig.). Diese Tendenz spiegelt sich im aufklärerischen Versuch einer Synthese zwischen den entgegengesetzten Polen *Liebe* und *Leidenschaft* durch die Umdeutung von *Empfindung* – d.h. der unmittelbaren subjektiven Impulse – als „auf die Erkenntnis von sittlichen Tugenden“ gründende seelische Regung, die somit „eo ipso moralisch“ ist. (Jäger 46; vgl. auch Brenner 131).

Es ist daher nicht überraschend, wenn sich Amor in unseren beiden Romanen ausschließlich als Sanktionierung der Tugend präsentiert und sich bei seinen Unternehmungen nicht anderer Charaktereigenschaften der Protagonisten wie Witz oder Intelligenz, ganz zu schweigen von ästhetischen Überlegungen, bedient. Sophie Mutter verliebt sich somit in den Obersten schon lange, bevor sie ihn tatsächlich zu sehen bekommt, indem sie aus seinen Briefen an den Bruder dessen Tugend kennenlernt (vgl. STH 29) – nur vom bösen und unmoralischen Derby erfährt der Leser – aus einer ergänzenden Passage des Kammermädchens Rosine, wohlbemerkt – dieser sei „ein sehr schöner Mann“ (STH 199).

In der Vorgeschichte des *Sternheim-Romans*, bedauert der Oberst nicht genügend „vernünftig und edelmütig“ zu sein, um die Liebe zur adligen Sophie zu unterdrücken: indem diese nämlich soziale Schranken übertritt, stellt sie eine zu bekämpfende Leidenschaft dar (STH 24). Obwohl das Subjekt von der Berechtigung der Anforderungen der allgemeinen Moral überzeugt ist und diese freiwillig akzeptiert, da der Oberst sogar Gut Sternheim auf einige Zeit zu verlassen erwägt (STH 30), verzichtet es nicht seelenruhig auf seine Wünsche: die Melancholie, welche den Vater der Titelheldin befällt, entspringt nämlich aus dem Gefühl unerfüllten persönlichen Glücks, an dessen Realisierbarkeit er uneingestanden immer

noch festhält (vgl. Brenner 111).

Wir sahen im vorigen Kapitel, zu welchem Grade die Protagonistin die durch elterliches Beispiel vermittelten Erziehungsinhalte internalisiert hat – auch in ihrem Fall wird das Moralische, ganz im Sinne aufklärerischer Empfindung, zum Gegenstand des Gefühls. Folglich wiederholt die Begründung ihrer Liebe das Schema der Mutter: so bekennt Sophie ihrer Emilia, sie sei Seymours Freundin geworden, noch bevor sie diesen gesehen habe, und zwar als sie im Gespräch mit Fräulein C\* von „seinem vortrefflichen Charakter“ erfahren habe.

Obwohl für sie die Tugend auch nach – und gerade nach – Derbys List weiterhin ausschlaggebend für die Wahl des Partners bleibt (vgl. das Gespräch mit der Witwe von C–, STH 253-254), kann sich eine von der tragischen Erfahrung bereits erholte Madam Leidens dennoch nicht entschließen, den sie umwerbenden vorbildlich tugendvollen Lord Rich glücklich zu machen. Dies ist verwunderlich und passt zur Idee von zärtlich-empfindsamer Liebe nicht, denn wenn „man die Tugend des Partners, also etwas Abstraktes liebt, bleibt die Freundschaft und die Liebe unpersönlich, der Partner austauschbar“ (Jäger 46). Sophie selbst gibt zu, dass sich „die Verdienste des Lord Rich [...] an die Seite der vortrefflichen Eigenschaften [ihres] Vaters setzen“ könnten, und eine Heirat mit ihm völlig dem elterlichen Modell entsprechen würde: ihr „Glück wäre wie das ihrige“ (STH 291). Doch die Sternheim begnügt sich nicht, Richs höfliche Avancen zu ignorieren, sondern beschwert sich darüber in den Briefen an Emilia – höchste Anerkennung seines Geistes und seiner Tugend, doch möge er sie mit seiner Liebe in Ruhe lassen:

Sein Umgang war mir durch seine Wissenschaft und Erzählungen unendlich wert; sein Entschluss, nach zehnjährigen Reisen [...] seine übrigen Tage in Anbauung eines Teils seiner mütterlichen Erde zuzubringen, machte mir ihn vorzüglich angenehm; dieses erfreute mich; aber seine Liebe ist der Überfluss davon, der mich belästigt und in Verlegenheit setzt.

(STH 289)

Zu einem Zeitpunkt, als für sie das glückliche Ende des Romans an der Seite Seymours noch nicht voraussehbar ist, ja sogar unmöglich scheint, zieht die Sternheim einem Leben mit dem anbetungswürdigen Lord Rich eine Existenz als Madam Leidens vor. Selbst nach Seymours Rückkehr ins Geschehen und dessen Heiratsangebot scheint sich aber Sophie nicht nach dem Konzept empfindsamer Liebe zu richten, denn sonst sollte sie immer noch Lord Rich und nicht dessen Bruder den Vorzug geben. Besonders nach Derbys Aufforderung, ihn zu besuchen, zeichnet sich nämlich der Charakterunterschied zwischen den Halbbrüdern, die vor die gleiche Situation gestellt jeweils anders reagieren, mit unübersehbarer Deutlichkeit ab. Schon unmittelbar vor dem Besuch erscheint Lord Rich „tiefsinnig, aber gesetzt“, Seymour aber, wie er selbst bemerkt, „voll Unruh“ (STH 323) – in Derbys Angesicht verliert dieser dann ganz die Selbstkontrolle, und trotz Richs Aufforderung zur Selbstüberwindung nimmt er „die Stimme und das Ansehen der Raserei“ an (STH 325). Rich, der im Gegenteil seine Empfindungen zu beherrschen vermag, erweist sich gelassener und dadurch vernünftiger, denn nur so ist Derby bereit, den Beiden notwendige Informationen zur Auffindung Sophies mitzuteilen (vgl. STH 324). Statt vernünftig zu handeln, fällt dagegen Seymour in dieselbe schwärmerische Apathie, welche schon Derbys Intrigen am Hof erleichterte und von der Aufklärung entschieden bekämpft wird (vgl. Jäger 55; Brenner 125). Er selbst muss somit vor der Abreise zum Bleigebirge bemerken:

Meine Leute machen Anstalten zu unserer Reise; ich kann nichts tun; ich ringe meine Hände wie ein tobender Mensch, und schlage sie tausendmal wider meine Brust und meinen Kopf.

(STH 322)

Es besteht kein Zweifel darüber, dass die Art, wie Lord Rich die Trauer über den vermeintlichen Tod Sophies und später die plötzlichen Freude über deren wunderbaren Rettung verarbeitet, ohne dabei den Sinn für praktische organisatorische Fragen zu verlieren, vollkommen dem bürgerlich-aufklärerischen Kanon entspricht. Genau darin besteht auch der Grund, weshalb er es schafft und

Seymour nicht, denn seine Gefühle sind empfindsam-vernünftig, jene des jüngeren Bruders dagegen empfindsam-leidenschaftlich:<sup>12</sup>

[...] ich liebte sie nicht mit der jugendlich aufwallenden Leidenschaft meines Bruders; meine Liebe war von der Art Anhänglichkeit, welche ein edeldenkender Mann für *Rechtschaffenheit, Weisheit, und Menschenliebe* fühlt.

(STH 328 – Hervorh. im Orig.)

Gerade weil Richs Gefühl gegen Sophie eine vernünftige Liebe ist, vermag es Rich, ihre Heirat mit dem Nebenuhler gelassener anzunehmen, als dieser es könnte, denn den wertvollen Umgang mit ihrer Tugend und ihrem Charakter – den Gegenstand seiner Liebe – verliert er damit nicht (vgl. auch STH 342):

Es war die Seele, die Gesinnungen der Lady Seymour, die ich liebte. [...] Ich kenne den hohen Wert ihrer Seele; ihre Freundschaft ist zärtlicher als die Umarmungen der Liebe einer anderen Person. [...] Alle Tage werde ich mit Lady Seymour sprechen, und die Schönheit ihres Geistes ist mein Eigentum [...].

(STH 344)

Umgekehrt begründet Rich seinen Verzicht zu Gunsten des Bruders, der „sie erhalten, oder sterben“ zu müssen glaubt (STH 339), mit dessen mangelnder Gelassenheit und der leidenschaftlichen Natur seiner Liebe:

Wie unermesslich wäre meine Glückseligkeit gewesen! - Aber ich ersticke meine Wünsche auf ewig. Mein Bruder soll leben! - Seine Seele kann den Verlust ihrer Hoffnungen nicht noch einmal ertragen; meine Jahre und Erfahrung werden *mir* durchhelfen. Seymour muss das Maß der Zufriedenheit voll haben, sonst genießt er nichts [...].

(STH 339 – Hervorh. im Orig.)

---

12 Vgl. Maier 267-268: auch für ihn vertritt Seymour das leidenschaftliche, Rich das vernünftige Liebeskonzept. Ersteres sei das modernere, welches durch die Wiederaufwertung des Gefühls bereits Sturm und Drang und Romantik vorankündigt.

Gewiss, Sophie fehlt das Schwärmerische Seymours, und auch in ihrem Falle ist eine Liebe, welche moralische Forderungen verletzt, unvorstellbar; dank ihrer Erziehung entspricht sie auch viel mehr als er dem Ideal von Gelassenheit und Selbstkontrolle – trotz all ihrer Bewunderung für die Seele der Mitmenschen ist aber ihre Liebe nicht abstrakt und ihr Gegenstand nicht austauschbar. Bei ihrer Entscheidung für den empfindsam-leidenschaftlichen Seymour zum Nachteil des vernünftigen Richs überwiegt somit auch bei ihr die Komponente der Liebe als Gefühl über jene der Liebe als Empfindung – und agiert somit „projektiv narzisstisch“ (Maier 263). Nicht aber im Sinne Maiers, d.h. nicht weil Sophie Seymour als Verkörperung ihrer Tugenden lieben würde – deren besserer Vertreter ja Rich ist, „der Abdruck [ihrer] ehemaligen Wünsche und Hoffnungen im ehelichen Leben“ (STH 293), sondern weil sie in ihm ein verwandtes Wesen erkennt.

Wenn nämlich das „Gefühl, mit der instrumentelle Vernunft in Einklang gebracht, [...] seine Qualität, Eigenstes des Subjekts zu sein, nicht mehr behält“, und „im Gegenteil die Unterwerfung des Subjekts unter heteronome Zwänge“ signalisiert (Brenner 132), so drückt sich umgekehrt in Sophies Wahl ihr Eigenstes des Subjekts aus, jene „innerliche Stimme“ (STH 341), die von der allgemeinen Moral nicht übertönt werden konnte und ihr die Vermählung mit Seymour als schicksalsgewollt erscheinen lässt. Sophies Entscheidung für den Mann, den ihr „Herz sich wünschte“ (STH 341), sanktioniert die Behauptung ihrer Subjektivität. Selbst wenn die elterliche Erziehung, ganz um Gelassenheit und Affektkontrolle zentriert, diesen Charakterzug weniger deutlich gemacht hat, behält also die Sternheim ihre leidenschaftliche Seite.

Diese tritt noch deutlicher bei ihrer Hauptbeschäftigung, dem Helfen, hervor. Stößt sie auf ein „Stück urbaren Erdreichs“ (STH 114), vermag sie ihren Trieb zum Helfen nicht zu unterdrücken. So ist zum Beispiel der Ausgang des inneren Kampfes zwischen ihrem Drang, der armen Frau des Rats T\* nachzugehen, und dem Wunsch, gesellschaftliche Konventionen einzuhalten (man vernachlässigt nicht Edelleute, um mit einer „Frau zu sprechen, die sehr schlecht aussieht“ bemerkt Fräulein R\* – STH 123), bereits im Voraus entschieden und dauert nicht lange (vgl. STH 116; 123). Sophies Behauptung, es handle sich um eine alte Bekanntschaft, stellt einen naiven

Versuch dar, wenigstens äußerlich die Umgangsformen zu bewahren – eine Lüge, die übrigens von den Anwesenden, die in der Frau argwöhnisch eine Kupplerin vermuten, gleich zu ihrem Schaden aufgefasst wird (vgl. STH 123). Die Szene erinnert somit sehr an das Fest im Bauernkostüm, wo die Befriedigung ihres sozialen Engagement durch eine Gabe für die Armen ihrem Gesicht „die schönste Karminfarbe, und der feinste Ausdruck des Entzückens“ verleiht (STH 135), die von den anwesenden Adligen als Beweis eines stattgefundenen Stelldichens mit dem Fürsten gedeutet wird (vgl. STH 136; 144). Das höfische Denkschema, nach dem Täuschungsmanöver und Listen die Abweichungen von einer bloß oberflächlich eingehaltenen Moral verheimlichen sollen, führt sie – ähnlich wie Fräulein R\* vor dem Wirtshaus – zu einem Trugschluss, die zugrundeliegende Intuition ist aber richtig: durch den Altruismus drückt nämlich Sophie – auf deutlichere, weil aktivere Art als durch die Liebe zu Seymour<sup>13</sup> – ihre innersten Gefühle aus. Auch in diesem Fall stellt die internalisierte Werteordnung letztlich keine Hürde für die Selbstbehauptung des Subjekts dar, sondern ist bis zu einem gewissen Grad sogar der Mittel dafür, wie Brenner richtig bemerkt:<sup>14</sup>

Die Moral liefert die objektive Legitimation für die subjektiven Impulse zur sozialen Aktivität und gibt ihnen zugleich ihr Maß und ihre Richtung vor. Das Subjekt wird in seiner Aktivität zugleich reguliert; es handelt nicht aus einem Überschwang des Gefühls heraus, sondern es kontrolliert seine Handlungen - auch wenn deren letzter Impuls das Gefühl ist - durch die Vernunft, die sich in der objektiven Moral kristallisiert, und bringt so die Handlungen von vornherein in Einklang mit der Realität.

(Brenner 135)

Mehr noch als die tabuisierte Liebe, die eine stärkere Sublimierung der Gefühle erfordert, stellt somit soziales Engagement für Fräulein von Sternheim einen berechtigten Kanal dar, um – auf dem Umwege der rationalen Anpassung an eine objektive Moral – die subjektiven Impulse zwar nicht auszuleben, aber zumindest

---

<sup>13</sup> Als Helferin darf die Sternheim aktiv in die Welt eingreifen, als Mädchen, das „nicht ungebeten lieben darf“ (STH 30 – auf S. 4 dieser Arbeit bereits zitiert) ist ihr diese Rolle verwahrt.

<sup>14</sup> Vgl. auch Maier 276.

mittelbar zu befriedigen.

So wie der Oberst, hat auch Müller im *Reizenstein-Roman* einen inneren Kampf wegen einer unstandesgemäßen Liebe auszufechten. Um die Niederlage seiner Moralvorstellungen abzuwenden, schiffte er sich sogar als Arzt nach Amerika ein:

[...] Zwar hätte ich noch eine Zeitlang kämpfen können. Aber ich bin ein Mensch – ein unglücklicher Augenblick hätte mirs vom Herzen gerissen, in einer Stunde, in der die Seele durch die Reize der Natur oder die Schönheit einer That sich öffnet, hätte es sich ergossen, was die Pflicht, und mithin die Tugend mir zu unterdrücken befiehlt.

(RZ 72. Bf., S. 178)

Auch hier widersprechen subjektive Wünsche dem, was der Mensch sich nach seiner Moralvorstellung zu wünschen verpflichtet glaubt. Gleichzeitig aber treten die Anforderungen des Allgemeinen konkret in Form traditioneller Gesellschaftskonventionen auf, die aus Sicht der bürgerlich-aufklärerischen Überzeugung von der Gleichheit aller Menschen (wenigstens in Bezug auf die höhergelegenen adligen Klassen!) als überkommen und folglich nicht objektiv begründet erscheinen<sup>15</sup> (Müller bezeichnet sie dementsprechend als „Vorzüge, die grötentheils eingebildet sind“ - RZ 154. Bf., S. 339). Deshalb ist die Bereitschaft, diese zu befolgen, sowohl im Falle Müllers als auch des Obersten nicht wirklich total, was sich im Bewusstsein reflektiert, ihre subjektiven Bestrebungen nicht mehr lange unterdrücken zu können. Von beiden wird dieses Unvermögen als menschliche Schwäche gedeutet (für den Oberst vgl. S. 21 dieser Arbeit), die in Wirklichkeit dagegen die Stärke des Subjekts gegen die Selbstzensur durch die Moralvorstellungen signalisiert.

---

15 Vgl. Klein S. 28: „Moralische Argumentation tritt ein, wenn sittliche Normen fragwürdig werden, miteinander in Widerspruch geraten oder wenn sich ihre Anwendung durch veränderte Lebensumständen *ad absurdum* führt. Auch wenn der [...] widersprechende Triebdruck zu stark ist, kann das zu ihrer Überprüfung führen.“

Doch bis zur Erfüllung subjektiver Bestrebungen ist es ein langer Weg, denn trotz seiner aufgeklärten Ideen ist Müller sichtlich nicht bereit, offen gegen den von der allgemeinen Moral propagierten gesellschaftlichen *Status quo* aufzutreten. Selbst nach der ersehnten Heirat mit Wilhelmine bedarf es noch „einer Stunde der Vertraulichkeit“, damit ihr der Ehemann „die Geschichte seiner ganzen Liebe“ erzähle, wie sie selbst berichtet:

„Der eigentliche Geburtstag derselben, sagte er, sey das Schäferfest im Garten zu Mainbernheim. Bis dahin habe er immer glücklich gegen die Obermacht seiner Neigung gekämpft. Dieser Tag aber habe die ganze Stärke seiner Philosophie zu Boden geworfen. Was steht mir anders im Wege, habe er gedacht, daß meine Liebe nicht glücklich seyn kann, als der Unterschied der bürgerlichen Stände?

(RZ 154. Bf., S. 339)

Müllers feine Unterscheidung zwischen „Liebe“ und „Neigung“ stellt einen ziemlich offenen Versuch dar, den äußerlichen Schein zu wahren: selbst in Amerika, an Wilhelmines Seite, ist er noch nicht bereit zuzugeben, gegen die obskurantistische Moral des alten Kontinents auch nur in Gedanken verstoßen zu haben. Trotz dieser notwendigen Relativierung erweist sich Müllers Ansicht grundsätzlich als richtig: erst die Aufhebung der Regeln, wenn auch nur für die Dauer eines Tages, ermöglicht es den Bürgerlichen, die Aufsicht von Seiten ihres Gewissens ein wenig zu lockern, und ihre subjektiven Ansprüche immerhin sich selbst zu gestehen. In dieser Hinsicht stellt somit der Egalitarismus des arkadischen Festes einen wichtigen Präzedenzfall dar, dessen Wirkungskraft die idyllische Fiktion bricht:

[...] Und nun habe er sich den ganzen Tag als einen Arkadier gedacht, habe sein Mädchen um sich herum hüpfen sehen, und sey eben deßwegen den ganzen Tag so fröhlich und heiter gewesen. Aber oft habe er sich in der Folge wieder selbst Vorwürfe wegen der Eitelkeit seiner Hofnungen gemacht, und so sey er durch Ebbe und Fluth seiner Vorstellungen von Welle zu Welle fortgetrieben worden, bis sie ihn endlich in Amerika ans Land geworfen habe.

(RZ 154. Bf., S. 339-S. 340)

Mehr als eine vage Vorstellung, „die Schwierigkeit einst besiegen“ zu können, vermag aber in Müller auch das Fest nicht zu erwecken. Viel konkreter stellt er sich dagegen Wilhelminens Beitrag vor: sollte er nämlich nicht „von der Denkungsart [s]einer Geliebten hoffen dürfen, sie werde sich über Vorzüge, die gröstentheils eingebildet sind, hinaussetzen?“ (RZ 154. Bf., S. 339). Die Angst, gegen die allgemeine Moral zu treten, spiegelt sich gerade in Müllers unklare Formulierung wider, die als konkretes Hindernis einzig die Angst Wilhelmines vor dem Verlust ihrer sozialen Stellung angibt. Worin bestehen aber die „Schwierigkeiten“, die eines Tages Müller irgendwie besiegen sollte, wenn nicht in der allgemeinen Moral, jener „Philosophie“, derer Gerichtsbarkeit die arkadische Fiktion damals außer Kraft setzte? Nicht der Verlust von „eingebildeten Vorzügen“, der einzig von Wilhelmine abhängt, stellt das wahre Hindernis dar, sondern die Notwendigkeit, sich über die allgemeine Moral hinwegzusetzen – sowohl seitens Wilhelmines als auch Müllers. Obwohl auch Louise Wilhelmines „Adelsgefühl“ als Hindernis für ihre Vereinigung mit Müller angibt (RZ 131. Bf., S. 293), spiegeln somit die – beide Geliebten gleichsam befallenden – Gemütschwankungen (vgl. für Wilhelmine RZ 131. Bf., S. 293) denselben inneren Konflikt zwischen ihrer eigenen moralischen Auffassung und einer ihr widersprechenden überlagerten sittlichen Norm. Selbst wenn dieser innere Kampf entschieden ist und Wilhelmine - endlich von der moralischen Richtigkeit seines persönlichen Anspruches überzeugt – „von Müllern [...] nichts anders, als wie von ihrem Bräutigam“ spricht, stellt aber die Frage, „was [...] die Welt sagen“ wird, noch eine bedeutende Variabel im Entscheidungsprozess dar (RZ 131. Bf., S. 293). Genau dieses Problem spricht Müller im 124. Brief an, als ihm nach dem Tod des Barons die Heirat mit Wilhelmine, ungeachtet ihrer mehr als wahrscheinlicher Zustimmung, nunmehr unmöglich erscheint:

Denn wenn sie gleich ihre Hand mir geben wolle, so könne ich sie nicht auf Kosten ihres guten Namens annehmen, weil die Welt, die von dem Konsens ihres Vaters nichts wisse, immer sagen würde, die Tochter mache durch ihre Mischeirat ihrem Vater Schande unter dem Boden

(RZ 124. Bf., S. 280-281)

Im *Sternheim-Roman* überrascht der Oberst seinen adligen Freund, der ihm zusammen mit der ersehnten Zusage der Schwester seine Einwilligung bringt und folglich keine Hindernisse mehr auf dem Wege der Heirat wähnt, durch dieselbe Bedenklichkeit: er will nämlich „freiwillig entsagen“, um nicht „die Augen über die Mienen des benachbarten Adels zuschließen“ zu müssen (STH S. 32): auch er verlangt eine offizielle Investitur von Seiten der Familie, um von der Welt nicht als vermessener Abenteurer sanktioniert zu werden.

#### IV. Schicksal und Vorsicht

Obwohl Vorsehung bzw. Vorsicht und Schicksal den gleichen Sachverhalt bezeichnen, unterscheiden sie sich jedoch beide in dessen Auslegung: während erstere unmissverständlich einen teleologischen und somit letztlich sinnvollen, wenn auch unvorhersehbaren, Prozess bezeichnen, stellt diese Konnotation im zweiten Fall nur eine Möglichkeit dar, sodass Schicksal auch als Ausdruck für eine eher negativ gezeichnete, chaotische und erschreckend unergründliche Folge loser Ereignisse dienen kann. Ihre bewusste Verwendung auf der Basis dieser unterschiedlichen Konnotation kann somit in letzter Instanz einem Urteil über den Gang der Welt entsprechen.

Emblematisch ist in dieser Hinsicht die Stelle, wo Rich erfährt, die Sternheim habe ihre Gefangenschaft überlebt: Ereignisse, die am Tag davor noch als schwere Schicksalsschläge gedeutet wurden, erscheinen ihm plötzlich in der Retrospektive als notwendige Etappen im Triumphzug ihrer Tugend:

O Doktor! wie viel Glanz breitete die einfache abgekürzte Erzählung dieser Leute über die Tugend meiner Freundin aus! Gestern murrte ich über ihr hartes Schicksal; und itzt möchte ich der Vorsicht für das edle Beispiel danken, welches sie den übrigen Menschen durch die Prüfung dieser großen Seele gegeben hat.

(STH 329)

Dies zeugt von einer selbstbewussten Einstellung des Subjekts, dessen Selbstbehauptungswille gegenüber dem Allgemeinen aber gerade die Vortäuschung einer vollen Ergebenheit an Vorsicht und Schicksal zu maskieren verhilft. Diese Funktion bleibt auch dann bestehen, wenn 'Schicksal' neutral gebraucht wird, wie im Falle einer auf S. 25 dieser Arbeit teilweise bereits zitierten Stelle, in der die Sternheim ihre subjektive Entscheidung für Seymour zunächst dadurch begründet, die Vermählung mit ihm sei „ein von dem Schicksal gegebenes Mittel“, um ihrer

„unsteteten Wanderschaft ein Ende zu machen“ (STH 341). Die scheinbare Unterwerfung unter den unergründlichen Gang der Dinge entspricht somit in der Praxis einem „Akt der Selbstermächtigung unter dem Schutz der Vorsehung“ (Brenner S. 141).

Im *Reizenstein* ist das Verhältnis zum Schicksal beziehungsweise zur Vorsicht variiert. Zum einen stellt dieses, wie im *Sternheim-Roman*, eine Maske dar, welche der Gestalt die Entfaltung ihrer Subjektivität ermöglicht, ohne jedoch offen gegen das Allgemeine zu treten. Dieser Prozess scheint freilich hauptsächlich in der Artikulation subjektiver Ansprüche durch vage Entwürfe zu bestehen, deren praktischer Umsetzung nicht aktiv verfolgt wird – bis sie das Schicksal endgültig zu zerstören scheint, wie aus Reizensteins pathetischer Reaktion auf seine Abkommandierung nach Amerika hervorgeht:

[...] Ha! herrliche Projekte, wie treflich werdet ihr izt ausgeführt werden! Zertrümmert liegt ihr an den Klippen des amerikanischen Kriegs. Wenn nun die Tage kommen, die bey Euch der Liebe und Freundschaft heilig seyn sollten – dann werde ich, eingepackt wie eine Tonne, gleich dem, der des Sonnenblicks nicht würdig ist, von den Meereswellen hin und her geworfen werden [...]. Ihr werdet mit Euerm Freunde leiden, sein Schicksal beweinen, das ihn von Euch und seinem lieben Mädchen trennt [...].

(RZ 50. Bf., S.153)

Die Schicksalsschläge haben hier offensichtlich die Aufgabe, Reizensteins Passivität zu vertuschen, da er bis zu diesem Zeitpunkt keine konkreten Schritte zur Realisierung seiner wunderbaren Entwürfe unternommen hat. Ganz konsequent wählt der Titelheld für seinen sarkastischen Ausruf die „täterabgewandte“ passive Konstruktion<sup>16</sup>, die es ihm ermöglicht, auf eine Agensangabe zu verzichten: dass seine „herrliche[n] Projekte“, ganz abgesehen vom 'Wie', von *ihm* ausgeführt werden könnten, vermag er sich nicht vorzustellen.

<sup>16</sup> Diese „ist die wesentliche Leistung des Vorgangspassiv“ im Vergleich zum „täterzugewandten“ Aktiv“. Duden – die Grammatik. S. 176

Auch Müller verkündet, sich dem Wille der Vorsicht unterworfen zu haben, wie aus diesem von Wilhelmine berichteten Selbstgespräch hervorgeht:

[...] Ueberlaß dich deiner Liebe, und das Schicksal derselben der Vorsicht! Ists ihr Wille, daß Wilhelminens Hand das Glück deines Lebens machen soll, so wird sie schon auch Wege schaffen, die Dich in ihre Arme führen: wo nicht, die Last der unglücklichen Liebe dich tragen lehren.“

(RZ 154. Bf., S. 339)

Sich seiner Liebe und somit dem Gefühl überlassen zu wollen, scheint Ausdruck von Subjektivität zu sein, doch wird diese gleich dem Allgemeinen des Schicksals unterworfen – es besteht aber trotzdem noch Hoffnung für Müller, denn über alles waltet die wohlwollende Vorsicht.

Obwohl sich diese allerdings nach dem Tode des Barons für die zweite Option entschieden zu haben scheint, sträubt sich Müller, der sich mit dem Schicksal gar nicht so abgefunden hat, dennoch, „die Last der unglücklichen Liebe“ zu „tragen“. Sein Entschluss, von der menschlichen Gesellschaft Abschied zu nehmen und sich entweder „in irgend eine Kluft der Kordilleras“ zu begeben oder „sich in den Schnee der Huronen“ zu begraben, entspricht nämlich einer (infantilen) Absage des Subjekts an das Allgemeine, sollte dieses seinen Anforderungen nicht nachkommen (RZ 124. Bf., S. 280). Nach der glücklichen Vereinigung mit Wilhelmine unter der Regie der Vorsicht entschuldigt sich schließlich Müller für seinen misanthropischen Ausbruch, beteuert aber gleichzeitig seinem Freund Reizenstein, einer solchen göttlichen Bevorzugung nicht würdig zu sein:

[...] Aber glauben Sie mirs auch, ich bin nicht in dieses Jahr übergetreten, ohne unserm Schöpfer meine Kleinmüthigkeit der vorigen Zeiten aufs neue tausendmal abzubitten, ohne Ihm zu bekennen, daß ich nicht so glücklich zu seyn verdiene, als Er mich gemacht hat

(RZ 149. Bf. S. 330)

Wie könnte die Dame in der Liebe eine aktivere Rolle als ihr Kavalier aufweisen? Sie wird sich höchstens in verschiedenen Gradationen von Passivität austoben dürfen. So rät auch Louise ihrer adligen Freundin Wilhelmine alle Maßnahmen für die Verwirklichung ihres Liebestraums der Vorsicht zu überlassen – um das Wichtigste aber, Müllers heile Rückkehr aus Amerika, darf sie sich kümmern:

„Also, Du – [...] Bete für den Geliebten der Seele, daß ihn die Vorsicht wieder zurück führen möge; das übrige überlaß Ihr! [...].“

(RZ 80. Bf., S. 202)

Wer dagegen eine aktive Rolle in dieser Liebesgeschichte spielen könnte, ist Baron Roth. Er sollte es auch, denn nicht nur teilt er dieselbe aufgeklärte Denkweise mit der Tochter und den bürgerlichen Arkadiern, sondern er verfügt auch über die nötige Autorität, um eine entsprechende Entscheidung gegenüber dem Allgemeinen zu behaupten, wie die bereits besprochene Reaktion Müllers auf seinen Tod zeigt. Selbst der hochgepriesene Patriarch lehnt es aber ab, sich öffentlich zu einem Anliegen zu bekennen, das er privat beglückwünscht. So lässt er zwar Müller seine wohlwollende Einstellung zur Heirat durchblicken, bittet ihn aber gleichzeitig, seine Reise fortzusetzen, und lässt alles von einer glücklichen Rückkehr aus dem amerikanischen Unabhängigkeitskrieg abhängen. Der Mann, „der Premierminister seyn sollte“ (RZ 14. Bf., S. 44), überlässt alles der Vorsicht :

[...] Nun hängt die Entscheidung der Sache nicht mehr von uns ab, sondern von der Vorsehung, deren Willen wir verehren werden, wenn sie Sie glücklich wieder zurück bringt. Sie haben zu viele Verdienste um mich und mein Haus, selbst um Ihre Geliebte, als daß ich nicht unserm Schöpfer für Ihre glückliche Rückkehr danken, und dem Mann meine Tochter mit Freuden geben sollte, dem ich sie, nächst Gott, wieder zu danken habe.

(RZ. 85. Bf., S. 210)

Verglichen mit jener des Barons im *Sternheim-Roman* bestätigt Roths Vorgangsweise die Annahme einer höheren Passivität der Arkadier – dennoch behält die

Unterwerfung unter das Schicksal auch im *Reizenstein* ihre Funktion als Tarnung subjektiver Ansprüche.

Manchmal haben wir aber den Eindruck, die Anpassung an das Allgemeine durch die Schicksalsergebenheit sei durchaus intendiert. Dies geschieht merkwürdigerweise vorzüglich, wo es um die Realisierung jener philanthropischen Ideale geht, denen bei arkadischen Diskussionen stets der Ehrenplatz gebührt. Ein Zeugnis davon gibt uns der 100. Brief, in dem der Baron erneut die „Verschlimmerung der Sitten“ seit seiner Jugendzeit feststellt und seine bereits aus dem arkadischen Feste zu Mainbernheim bekannte düstere Prophezeiung einer noch schlimmeren Zukunft (vgl. RZ 87. Bf., S. 110) mit dieser bemerkenswerten Schlussfolgerung relativiert:

Doch ich bin mir oft selbst gram, daß ich mit der Welt unzufrieden bin. Es muß mit zu dem Plane gehören, nach dem der Schöpfer seine Menschen führt, um sie endlich zur wahren bürgerlichen und politischen Glückseligkeit zu leiten; sonst wäre es nicht so. Also will ich weiter nicht klagen [...].

(RZ 100. Bf., S. 245)

Baron Roth will „weiter nicht klagen“ – und auch nichts dagegen tun, möchte man fast hinzufügen. Das Bewusstsein von der Unzulänglichkeit der menschlichen Gesellschaft stellt die Voraussetzung für ein aktives Eingreifen zu ihrer Verbesserung dar, umso mehr im Falle der Arkadier, welche die Ursachen dieses Zustands klar benennen und mit Lösungsvorschlägen nicht geizen. Die aus der Kluft zwischen Wirklichkeit und arkadischer Vorstellungen entstehende Unzufriedenheit mündet aber in keine konkrete Aktion, sondern wird beinahe als Lästerung umgedeutet. Baron Roth bereut es somit, das Allgemeine kritisiert zu haben: unter der Leitung der Vorsicht kann es der Welt nicht wirklich schlecht gehen, der überaus schlechte gegenwärtige Zustand ist bestimmt Teil ihres wohlwollenden, wenn auch undurchsichtigen, Planes. Die Theodizee macht ein arkadisches Engagement überflüssig, ja sogar potentiell kontraproduktiv.

Im *Reizenstein* stellen wir somit im Vergleich zum *Sternheim-Roman* einen Rückgang fest, der sich auch in der Tatsache widerspiegelt, dass zwar ein

aufklärungs-konformer diffuser Wissenschaftsglaube vertreten wird – dabei tritt durch Müller besonders die Naturkunde in den Vordergrund –, innovative Landwirtschaft jedoch kein Thema ist. Während sich nämlich im *Sternheim-Roman* ein zentraler Teil der Vorgeschichte mit dem vorbildlichen Aufbau von Gut Sternheim befasst, wo der Oberst in die Schule neben dem christlichen auch einen „Katechismus von gründlicher Kenntnis des Feld- und Gartenbaues, der Viehzucht, der Besorgung der Gehölze und Waldungen, und dergleichen“ einführt (STH 43), wird im *Reizenstein* weder die Organisation von Roths Ländereien noch des Schröder'schen Gutes beschrieben, das ausschließlich als ländliche Kulisse für arkadische Treffen dient. Eine Vorführung „von Besäung der Äcker mit einer Maschine“, wie sie Lord Rich unternimmt (STH 284), suchen wir im *Reizenstein* vergeblich – die riesigen Ländereien der Barbingtons sowie ihrer deutschen Freunde werden offensichtlich auf traditionelle Weise angebaut, nicht zuletzt was die Arbeitskraft betrifft, wie selbst der Neuankömmling Schröder weiß, der gleich nach seiner Ankunft an „Negers kaufen“ denkt (RZ 141. Bf., S. 310).

Der Parallele der Sternheim zwischen landwirtschaftlichem und moralischem Anbau folgend (vgl. u.a. STH 285-286) können wir somit schließen, dass das arkadische Desinteresse für fortschrittliche landwirtschaftlichen Methoden Hand in Hand mit dem Mangel an Engagement für die Besserung der Gesellschaft geht, die anders als im *Sternheim-Roman* als unvernünftige Masse erscheint, welche – von niedrigen Interessen getrieben – unweigerlich lasterhaft ist und den wenigen Tugendhaften keine andere Wahl als die Flucht lässt. Die arkadische Position gleicht somit jener des englischen Pfarrers des *Sternheim-Romans*, der gegen die engagierte Überzeugung Sophies, durch Berücksichtigung von deren „verschiedenen Neigungen und Leidenschaften“ könnten Menschen „alle auf ihre Art nützlich und gut gemacht werden“, folgenden alibihaften Einwand erhebt:

»Es ist schon lang geschehen [...] aber es gibt zu viel unverbesserlichen moralischen Boden, wo der beste Bau und Samen verloren ist.«

(STH 285)

## V. Das Verhältnis des Subjekts zum Allgemeinen

Nach ihrem Auszug aus Gut Sternheim zeugt Sophies Lebensgeschichte von einem steten Versuch, harmonisch mit dem Allgemeinen zu verbleiben, was ihr allerdings nicht gleich gelingen will. Bei ihrer ersten Begegnung mit dem Hofleben, das sie bloß aus den Geschichten ihrer adligen Großmutter kennt (vgl. STH 64), ist sie noch ein vom idolatrischen Kult seiner Eltern und deren Moral erfülltes, zugleich aber naives und weltlich unerfahrenes Mädchen. Mit der höfischen Umkehrung der elterlichen Moral konfrontiert, schafft es die Protagonistin zuletzt nicht, ihr Missfallen zu unterdrücken. Ihre intransigente Einstellung, von vielen Höflingen nicht ganz zu Unrecht als Zeichen von Überheblichkeit aufgefasst, lässt sie am Hofe in wachsende Isolation geraten.

Da Gut Sternheim den gelungenen Versuch des Obersten darstellt, sein Programm zu verwirklichen, wächst Sophie in einem Umfeld auf, das den realen Weltbedingungen nicht entspricht. In einem solchen idealen, beinahe utopischen Ort kann somit Sophie keine brauchbaren Erfahrungen für ihr weiteres Leben in der externen Welt sammeln. So wird in folgender Stelle Sophies Auszug aus Gut Sternheim ausdrücklich als eine dramatische Zäsur in ihrem Leben dargestellt:

[...] wo sich nun der fatale Zeitpunkt anfängt, worin Sie diese liebenswürdigste junge Dame in Schwierigkeiten und Umstände verwickelt sehen werden, die den schönen Plan eines glücklichen Lebens, den sie sich gemacht hatte, auf einmal zerstörten [...].

(STH 61)

„Den schönen Plan eines glücklichen Lebens“, hat sich Sophie im vollkommenen Mikrokosmos des Obersten gemacht – soll sie aber wirklich dessen Beispiel folgen und das Prinzip der „Wohltätigkeit unsers Beispiels“ anwenden (STH 54), kann sie weder weiter in Gut Sternheim verbleiben noch sich in eine ähnliche, von der alles andere als ideellen Welt abgeschiedene 'Oase' flüchten. Auf die Titelheldin warten

somit in der Welt zwar vorhersehbare, aber unvermeidliche negative Erfahrungen. Kurz vor seinem Tod verrät der Oberst ihrem Pflegevater, worin die größte Gefahr für Sophie nach dem Einzug in die Welt bestehen könnte:

Was ich Sie, mein teurer Freund, zu besorgen bitte, ist, dass das edeldenkende Herz [...] durch keine *Scheintugend* hingerissen werde. Sie fasst das Gute an ihrem Nebenmenschen mit so vielem Eifer auf, und schlüpft dann über die Mängel mit so vieler Nachsicht hinweg, dass ich *nur darüber* mit Schmerzen auf sie sehe.

(STH 53 – Hervorh. im Orig.)

Des Vaters Befürchtungen nicht ahnend, tritt Sophie der neuen Welt auf unbefangene, wenn nicht überhebliche Weise entgegen. Trotz dessen substantiellen Unterschied zu Gut Sternheim betrachtet nämlich die Protagonistin den Hof nicht als einen ihr unbekanntem Ort, wie sie ihrem Pfarrer berichtet:

Alles, was ich an ihnen selbst sehe, befremdet mich nicht, weil ich die große Welt aus dem Gemälde kenne, welches mir mein Papa und meine Großmama gemacht haben.

(STH 64)

Die Protagonistin baut hier auf eine indirekte Welterfahrung, die sich als unzureichend erweisen wird. In Wirklichkeit stellt die Hofswelt gegenüber Gut Sternheim eine diametral entgegengesetzte Dimension dar. Diese wird, trotz einiger oberflächlichen Übereinstimmungen, von einem alternativen moralischen System regiert, das Sophie keinen Raum für die Verbreitung ihrer moralischen Sichtweise übrig lässt – sie muss sogar darauf achten, nicht selbst umerzogen zu werden.

Durch ihre Bemerkung, in der Öffentlichkeit habe jeder eine „allgemeine“, konventionelle „Sprache, die der Geistlose ebenso fertig zu reden weiß als der Allvernünftigste“ (STH 69), erweckt die Sternheim den Eindruck, die Scheinwelt einer von Intrigen durchdrungenen Hofswelt durchschaut zu haben, deren Teilnehmer im Kampf um Macht- und Einflusspositionen nur durch Affektkontrolle und Verschlossenheit überleben können, versäumt es aber, die notwendigen Schlüsse zu ziehen. Die höfische Nicht-Identität zwischen Seele bzw. Herz und Äußerlichkeit,

wie sie hier der Oberst an der Gräfin Löbau beobachtet, stellt nämlich das größte Problem für Sophie dar:

Die äußerliche Sanftmut und Güte dieser Frau sind *nicht in ihrem Herzen*; der bezaubernd angenehme Witz, der feine gefällige Ton, den ihr der Hof gegeben, verbergen viele moralische Fehler.

(STH 54, Hervorh. im Orig.)

Im Unterschied zu den Höflingen zeichnet sich die Sternheim durch eine beinahe vollkommene Übereinstimmung zwischen Subjekt und Moral aus. Daraus erklärt sich Sophies naives Glauben, ihre Tugendhaftigkeit könne von niemandem verkannt werden. Diese Überzeugung wird sie auf Grund der tragischen Erfahrungen am Hof später revidieren – so befürchtet sie nach der Errettung aus dem Bleigebirge, das mit ihr befreite Waisenmädchen könne für ihre Tochter gehalten werden (vgl. STH 331-332). Dass der Ruf einer Person, besonders am Hof, nicht von der tatsächlichen, sondern von der scheinbaren, äußerlichen Tugendhaftigkeit bestimmt wird, ahnt aber Sophie, aus einem Gemisch von Naivität und Überheblichkeit, noch nicht,:

„[...] mein Herz wusste, dass mir die Liebe des Fürsten ohne meine Einwilligung nicht schädlich sein konnte [...].“

(STH 157)

So geschieht es zum Beispiel, dass am ländlichen Fest der strahlende Ausdruck einer ahnungslosen Sternheim von allen Anwesenden als unmissverständliches Zeichen eines vermeintlichen Stelldicheins mit dem Fürsten gedeutet wird (vgl. STH 136; 144 und S. 26 dieser Arbeit). Aus demselben Grund gerät Sophie in die Falle des Maskenballes, wo ihr vom Fürsten bezahlter Schmuck sie quasi als dessen offizielle Geliebte auftreten lässt. Ihre Tendenz, nicht nach dem Anschein zu urteilen, all jenen Erscheinungen aber, die sie für wahres Ausdruck menschlichen Herzens hält, ganz zu vertrauen, ist auch für den Erfolg von Derbys Plan ausschlaggebend. Seine öffentlichen Bezeugungen von Herzensgüte fasst nämlich Sophie als leere Heuchelei

auf – durch eine vermeintlich heimliche und uneigennützte Tat gelingt es aber dem Bösewicht, ihre Meinung umzukehren:

In Gesellschaften hörte ich ihn oft gute Gesinnungen äußern; aber ich hielt sie für Heucheleien eines feinen Bösewichts; allein diese freie, allen Menschen unbekannt Handlung kann unmöglich Heuchelei sein.

(STH 161)

Nach ihrer Entführung ins Bleigebirge wird somit das Schicksal der Protagonistin Derby zu folgender Überlegung bewegen:

O ich schwör es, wenn ich jemals eine Tochter erziehe, so soll sie alle Stricke kennenlernen, womit die Bosheit unsers Geschlechts die Unschuld des ihrigen umringt!

(STH 301)

Dabei übersieht Derby, dass seine auf diese Weise zum Argwohn erzogene Tochter niemals jene Unschuld beibehalten könnte, die er dadurch beschützen möchte. Ihm antwortet auf indirekte Weise der Oberst, als dieser dem Pfarrer erklärt, wieso er Sophie trotz seiner schlechten Meinung über die Tante nicht warnte:

Ich wollte meiner Tochter niemals Misstrauen in diese Dame beibringen, weil ich es für unedel, und auch, solange ich meiner Gesundheit genoss, für unnötig hielt.

(STH 54)

Sophies versucht zwar, ihr negatives Urteil über die Hofwelt zu unterdrücken oder wenigstens abzuschwächen, indem sie sozusagen mildernde Umstände für das abwegige Verhalten ihrer Teilnehmer sucht. Dies will ihr aber nicht so leicht gelingen, denn auch vor Fräulein C\* kann es sich die Titelheldin nicht verwehren, durch Schilderung ihrer Erziehung und die Verurteilung jeglichen Zeitvertreibs ihre Andersartigkeit auszudrücken. Sophie weiß, dass es nicht der richtige Umgang mit der einzigen Freundin am Hofe ist:

Ich weiß nicht, Emilia, wie mir war. - Ich merkte wohl, dass dieser Ton meiner Gedanken gar nicht der wäre, der sich in diese Gesellschaft schickte; aber ich konnte mir nicht helfen. Es hatte mich eine Bangigkeit befallen, eine Begierde weit weg zu sein, eine innerliche Unruh; ich hätte sogar weinen mögen, ohne eine bestimmte Ursache angeben zu können.

(STH 73)

Der hier beschriebene Gemütszustand zeugt von einer tiefen Unzufriedenheit, welche nicht einfach mit dem frustrierten Wunsch, wieder in Gut Sternheim zu sein, erklärbar ist. Diese entspringt vielmehr aus dem Versuch der Protagonistin, sich – entgegen ihrer beinahe fanatischen Überzeugung von der Allgemeinverbindlichkeit ihrer Moral (vgl. STH 87) – eine wohlwollende, kompromisshafte Einstellung zum Hof aufzuzwingen. Emblematisch dafür ist ihr Verhalten gegenüber den Löbaus, die ihr nicht nur mehrmals die Rückkehr nach Gut Sternheim verwehren, sondern auch alle ihre Bücher beschlagnahmen. Sophie wehrt sich nicht dagegen und begründet ihre passive Annahme dieser Übergriffe mit dem Respekt, den sie ihrer Tante schulde: nach Gut Sternheim darf sie nicht gehen, um sie nicht alleine im Wochenbette zu lassen (vgl. STH 81), und gegen die Beschlagnahme der Bücher zu protestieren, wäre ein Zeichen von „Eigensinn“ (STH 81). Indem sie den heteronomen Zwang durch die Hofswelt als eine „Tyranie, welche die Gefälligkeit für andre an [ihr] ausübt“ deutet, versucht sie eine Übereinstimmung zwischen jenem und ihrer Moral vorzutäuschen (STH 182). Nicht einmal im vertraulichen Gespräch mit Fräulein C\* - ihrer einzigen Freundin am Hofe – vermag es somit die Titelheldin ihre Tante „über den Bücherraub“ anders als „im Scherz“ anzuklagen (STH 81). Nach der Entdeckung der niederträchtigen Machenschaften gegen sie und ihre Tugend fühlt sich schließlich Sophie von ihren Verpflichtungen gegenüber den Löbaus, die durch ihr schändliches Verhalten jeglichen Autoritätsanspruch über sie verloren haben, frei. So kann sie es vor sich selbst rechtfertigen, nach der falschen Heirat mit Derby ohne Erlaubnis die Löbaus zu verlassen, denen sie zwar selbst durch ihren Vater anvertraut wurde, in deren Haus aber für sie nicht mehr möglich

ist, „mit Vertrauen und Vergnügen“ zu verbleiben (STH 211).

Dass die Vermählung mit Derby eine 'falsche Heirat' sei, erfährt die Protagonistin zu spät – unter dem Gesichtspunkt Sternheim'scher Moral betrachtet, war sie es aber schon immer. Sie selbst gibt nämlich an, aus Eigenliebe (STH 210) gehandelt zu haben, und räumt somit ein, sich nicht aus Liebe für die Bindung mit Derby entschieden, sondern diese als Instrument für andere Zwecke betrachtet zu haben. Ihre Eigenliebe habe sie nämlich zu der falschen Annahme gebracht, „Derby würde durch [sie] die Tugend lieben werden“ (STH 227). Die falsche Annahme, Derby sei im Grunde gut und somit 'erlösbar', mag sicherlich eine Gelingensbedingung für dessen Plan sein – er selbst bemüht sich, diesen Eindruck zu vermitteln –, sie stellt aber nicht den wahren Beweggrund für Sophie dar. Die Heirat mit Derby scheint ihr nämlich im entscheidenden Moment nach dem tragischen Maskenball der einzige Weg zu sein, ihren zerstörten Ruf vor der Allgemeinheit wiederherzustellen: ihr tugendhaftes Bild, das ihr Auftritt am Maskenball im fürstlichen Schmuck ruinierte, soll nun durch einen ähnlich öffentlichen, äußerlichen Akt sanktioniert werden. Die Triebfeder zu ihrer Vermählung mit Derby stellt somit zugleich Sophies Hauptfehler dar: indem sie sich für eine Interessenheirat entscheidet, verlässt sie den von ihren Eltern vorgezeichneten Weg der Liebesheirat und richtet sich in jeder Hinsicht nach dem ihr so verhassten höfischen Modell. Die Ähnlichkeit mit dem Plan der höfischen Intriganten, die Sophie zur Maitresse des Fürsten machen möchten, ist unübersehbar:

Der Sohn des Grafen F. bietet sich zur Vermählung mit ihr an, um den Mantel zu machen; wenn sie ihn aber liebt, so will er die Anschläge des Grafen Löbau und seines Vaters zunichte machen [...].

(STH 101)

Auch hier soll das für Sophie und ihre Eltern heilige Sakrament der Heirat als öffentliche Sanktionierung des guten Rufes mißbraucht werden, unabhängig von der tatsächlichen moralischen Integrität der Protagonistin, die in diesem Falle ein alles andere als tugendhaftes Verhältnis eingehen würde. Die Parallele endet aber nicht

damit, denn so wie Graf F. schließt auch Derby nicht aus, sollte die Verbindung seinen Erwartungen entsprechen, Sophie wirklich zur „Lady Derby“ zu machen (STH 195).

Wir haben bereits gesehen, dass Sophie durch ihre großmütige Kritik an den Status quo, die sich auch vor der Person des Fürsten nicht scheut, zwar Seymours Bewunderung erntet, dieser ihr aber – so wie kurz vorhin Fräulein C\* – gleichzeitig rät, den schönen „Eifer“ nicht mehr öffentlich zu zeigen (STH 79). Ihre „Unzufriedenheit mit den Hofleuten“ erscheint auch der Jugendfreundin Emilia als „zu unbillig und zu lebhaft und beinahe ungerecht“, welche sie folglich zur Mäßigung ihrer Abneigung vor dem Hofe auffordert (STH 112). Ein entscheidendes Gebot von Sophies Erziehung bestünde nämlich gerade darin, die eigenen Grundsätze und Neigungen nicht als Kriterium für die Einteilung der Menschen in Gute und Böse zu betrachten. Diese Warnsignale bringen die Protagonistin allmählich dazu, die fundamentalistische Einstellung zu ihren Grundsätzen, wenigstens was die Ostentation ihrer Andersartigkeit und moralischen Überlegenheit anbelangt, zu mildern, um einen offenen Konflikt mit der Hofswelt zu vermeiden. Eine solche Haltung ist bei ihrer Begegnung mit der armen Frau des in Ungnade gefallenen Rats T\* zu beobachten (vgl. STH 116). Dass Sophie durch die falsche Aussage, es handle sich um eine alte Bekannte, die Etikette einzuhalten versucht, wurde schon erwähnt (vgl. S. 26 dieser Arbeit). Dies ist bereits Ausdruck des Wunsches, die Harmonie mit dem Allgemeinen zu wahren, bildet aber nicht den einzigen Grund für ihre Geheimtuerie, die sicherlich auch auf die Befürchtung zurückzuführen ist, ihr Eingreifen könne als eine Art Kritik der sozialen Zustände gedeutet werden. Um so mehr, als der Verlust des Amtes als Sanktion des unsozialen Benehmens des Rats T\* erscheint, der „unmutig“ geworden, seine ehemaligen Freunde durch unbegründete Vorwürfe beleidigt (vgl. STH 154-155). Die ängstliche Vermutung der Ratsfrau, Sophie könne bei näherer Kenntnis ihrer Geschichte ihre Hilfe versagen, bestätigt diese Auslegung:

»Sind Sie das Fräulein von Sternheim? [...] Ich bin die Frau des unglücklichen Rats T. Wenn Sie mich Ihrer Tante, der Gräfin L., nennen, so verliere ich vielleicht Ihr Mitleiden [...]!«

(STH 117)

Indem Sophie die Ratsfamilie unterstützt, widersetzt sie sich implizit jenem System, das sie fallen ließ: sich dessen bewusst, handelt Sophie heimlich – verstohlen eigentlich, sodass es zwar paradox, nicht aber verwunderlich ist, dass ihre tugendhafte Tat von ihren Begleitern auf eine für sie ungünstigste Art gedeutet wird.

Der Wunsch, in harmonischem Verhältnis mit dem Allgemeinen zu stehen, wird im *Sternheim-Roman* am deutlichsten durch die Gestalt des Obersten verkörpert, der seine Besitztümer ganz nach diesem Grundsatz organisiert. Ein wichtiges Anliegen ist ihm die Glückseligkeit seiner Bauer, die natürlich davon abhängig gemacht wird, ob und in welchem Maße diese mit ihrem gesellschaftlicher Zustand zufrieden sind. Deshalb soll der wichtigste Anliegen des neu bestellten Pfarrers darin bestehen,

[...] seiner anvertrauten Gemeinde das *Maß von Erkenntnis* beizubringen, welches ihnen zu *freudiger* und *eifriger* Erfüllung ihrer *Pflichten gegen Gott, ihre Obrigkeit, ihrem Nächsten und sich selbst* nötig ist.

(STH 42, Hervorh. im Orig.)

Das Interesse, in einem guten Verhältnis mit dem Adel zu stehen, tritt aber besonders deutlich hervor, wie die im 3. Kapitel bereits besprochene Bewerbungsepisode zeigt. Wir haben dabei gesehen, wie wichtig dem Oberst, der nach dem Ja seiner Geliebte und der Einwilligung des Familienoberhauptes sich anscheinend immer noch nicht zur ersehnten Heirat entschließen kann, die Meinung des benachbarten Adels ist. Selbst wenn sich nämlich der Baron und seine Angehörigen über die überkommenen gesellschaftlichen Konventionen hinwegzusetzen bereit sind, bleibt das Problem bestehen, denn sie bilden eine winzige Minderheit, die von der adligen Gesellschaft genauso bestraft werden könnte

wie er. Die Familie Sophies ist sich dieser Möglichkeit bewusst, die von der Baronin ausdrücklich erwähnt wird:

» [...] Aber hast du auch überlegt, dass man sagen wird, du opferst deine Schwester einer übertriebenen Freundschaft auf, und ich handle als Stiefmutter, da ich meine Einwilligung gebe?«

(STH 35)

Der Baron ist dennoch überzeugt, dass sich jene aufgeklärten Grundsätze, die ihn zur Einwilligung bewogen haben, gerade durch die exemplarische Führung seines Freundes behaupten und möglichen Verläumdern jegliches Argument entziehen werden<sup>17</sup>:

»Liebe Mama! lassen Sie es immer geschehen, unser Beweggrund wird uns beruhigen, und das Glück meiner Schwester wird, neben den Verdiensten meines Freundes, allen so deutlich in die Augen glänzen, dass man aufhören wird, übel zu denken.«

(STH 35)

Der Baron erscheint hier eigentlich fortschrittlicher als sein bürgerlicher Freund, wenigstens hinsichtlich des folgerichtigen Handelns nach den eigenen Grundsätzen. Dies ist ein wenig überraschend, ist aber in beiden untersuchten Werken zu beobachten: die aufgeklärten Bürgerlichen brauchen hier wie dort die Investitur durch eine über Autorität verfügende Gestalt – und diese gehört, solange der gesellschaftliche Status quo noch besteht, der adligen Klasse.

So paradox es auch anmuten mag, scheint somit die Verwirklichung bürgerlicher Ideale vom Wohlwollen des Adels abzuhängen, was im schlimmsten Fall natürlich zu einer Lähmung bürgerlichen Handelns führen kann. Dazu kommt es aber nicht, wenigstens theoretisch: obwohl in beiden Romanen die Besserung der Gesellschaft als eigentliche Aufgabe des Fürsten gesehen wird, vertrauen nämlich die Hauptgestalten beim Versagen der Autorität auch auf die eigene Kraft, um dies

<sup>17</sup> Vgl. Freyer, S. 118: "Die Aufklärung glaubt ferner daran, dass sich die wahre Einsicht mit sieghafter Kraft durchsetzt und dass alles, was Menschenantlitz trägt, sei es auch noch so verrannt und irregeleitet, schließlich „aufgeklärt“, d. h. durch Vernunftgründe belehrt wird."

wenigstens im eigenen Umfeld zu versuchen. Sobald wir aber den theoretischen Plan der bekundeten Vorsätze verlassen, gehen die Gemeinsamkeiten zwischen den Romanen zu Ende. Während nämlich der arkadische Versuch, „unter sich, so weit ihr Wirkungskreis geht, dasjenige Mode zu machen [...] was sie allgemein eingeführt zu sehen wünschen“ (RZ 33. Bf., S. 97), nach der Mainbernheim'schen Etappe in das amerikanische Schlendern mündet, und durch die Vorsicht die Verantwortung für die „Vervollkommung der Menschheit“ auf die höchste Autoritätsstufe übertragen wird, stellt die Autorität für die Sternheim kein Alibi dar. So stellt sie sich zum Beispiel vor, wie viel Gutes selbst in D. – wo der Fürst sich mehr um galante Abenteuer als um das Wohl seiner Untertanen kümmert – ein Mann wie ihr Vater bewirken könnte:<sup>18</sup>

Die Kenntnis des menschlichen Herzens würde seinem feinen Geiste den Weg weisen, das Vertrauen des Fürsten zu gewinnen; seine Rechtschaffenheit, tiefe Einsicht und Stärke der Seele fänden dadurch ihre natürliche Obermacht unterstützt, so dass die übrigen Hof- und Dienstleute sich für den Zügel und das Leitband des weisen und tugendhaften Mannes [...] lenksam zeigen würden [...].

(STH 111)

Der bestehenden Machtverhältnisse bewusst, entspringt somit im *Sternheim-Roman* die Suche nach gesellschaftlichem Konsens dem Wunsch, mit der Investitur der Autorität die Umstände selbst zu beeinflussen. Die Bereitschaft des bürgerlichen Subjekts, sich – äußerlich zwar – gesellschaftlichen Konventionen zu beugen, die der aufklärerischen Moral nicht entsprechen und ihr als überkommen erscheinen, gründet auf der Einsicht, dass erst dieser Kompromiss die (teilweise) Realisierung seiner Ziele ermöglichen wird. Die Rolle und Bedeutung des aufklärerischen Gebots der *Gelassenheit* besteht gerade darin.

Stellt Sophie von Sternheim das Beispiel der geglückten gesellschaftlichen

---

<sup>18</sup> Der Umstand, dass sich Sophie nicht selbst in eine solche Rolle vorstellt, macht sie nicht zu einer Schwärmerin wie die Titelfigur des *Reizensteins*, die aus dem Strasbürger Münster den deutschen Fürsten predigen will, denn als Frau ist ihr eine solche Stellung vorenthalten: einen vergleichbaren Einfluss am Hofe könnte sie nur als Geliebte des Fürsten ausüben, was aber ein für sie unmöglicher Kompromiss darstellt.

Integration einer Bürgerlichen dar, der nach der negativen Erfahrung des Hofes gelingt, die Inhalte ihrer Erziehung in Form einer 'angewandten Tugendhaftigkeit' zu verwirklichen, sind die Arkadier des *Reizensteins* dagegen Repräsentanten einer intellektuellen bürgerlichen Klasse, welchen die Dynamik des aufsteigenden Bürgertums fehlt und denen der Anschluss an dessen wirtschaftlichen Aufschwung nicht gelingt. Die Folge ist der Rückzug in eine sektiererische Gemeinschaft nur „gute[r], reine[r] Seelen“ (RZ 154. Bf., S. 338), deren Hauptbeschäftigung die Geißelung der übrigen Menschheit für ihre triebhafte Abhängigkeit vom sittenverderbenden Luxus darstellt – *privatim*, versteht sich. Die arkadische Tragik besteht aber darin, dass die unausstehliche Schwelgerei, vor der sich die bürgerlichen Gestalten des *Reizensteins* angeblich flüchten, diesen gar nicht nachstellt – mehr noch: sie können es sich nicht einmal leisten, eine Familie zu gründen. So wird ihr Leben ständig zwischen dem abgeschotteten, ihre Untüchtigkeit widerspiegelnden Arkadien und dem Wunsch, den „bürgerliche[n] Sturm“ (RZ 41. Bf., S. 127) zu meistern, schwanken. Die öffentliche Meinung stellt für die Arkadier eine zu beachtende Kraft dar, auch wenn diese stets dazu bedacht sind, den entgegengesetzten Eindruck zu vermitteln – wie es hier zum Beispiel Wilhelmine in ihrem letzten Brief vor der Einschiffung nach Amerika versucht:

[...] ich glaube immer, was ein Rechtschaffener vor seinem eigenen Richterstuhle, der allezeit der strengste seyn muß, verantworten kann, das muß er auch vor aller Welt entschuldigen können.

(RZ 136. Bf., S. 299)

Die Tatsache, dass sie auf ihr 'Von' verzichtet und sie sich nun „sehr wohl unter dem Titel Mademoiselle Roth“ gefällt, sollte ihrer Aussage Glaubwürdigkeit verleihen. Dass sie sich in einem französischen Hafen unmittelbar vor der Abreise nach dem vermeintlich klassenlosen Amerika befindet, relativiert freilich die Tragweite einer solch selbstbewussten Geste gegenüber der fränkischen Welt. Wilhlemines Verzicht stellt aber nicht nur kein Zeichen von Autonomie gegenüber dem Allgemeinen dar, sondern beweist gerade das Gegenteil: die Nichteinhaltung der allgemein gültigen

Regel, wonach eine rechtschaffene junge Frau ihr Haus nur in Begleitung des Ehemannes oder eines Familienangehörigen verlassen darf, würde nämlich ihr Ansehen deutlich mehr vermindern, als es der Verlust des Adeltitels vermag. Dass Schröder dem französischen Gesandten Wilhelmine „für seine Schwägerin ausgab“, gründet somit auf „eine Verabredung, die unterwegs getroffen“ wurde (RZ 136. Bf., S. 300): was uns als Befreiung von heteronomen Zwängen präsentiert wurde, ist Resultat der Befolgung einer überkommenen gesellschaftlichen Konvention.

So, wie die Sternheim, spürt auch Reizenstein die Notwendigkeit, sein Ungenügen an der Realität auszudrücken. Da er aber in keiner Idealwelt wie Gut Sternheim aufgewachsen ist und über eine bessere Kenntnis der Welt verfügt, nimmt er im Unterschied zu Sophie vom Anfang an eine vorsichtigere Einstellung ein. Auch in seinem Fall erzeugt die Unterdrückung der eigenen Subjektivität eine innere Unzufriedenheit, die schließlich in einen Unmut mündet, den Reizenstein an folgender Stelle offen artikuliert:

[...] Gut! Freund! daß nur du dieses liest! Wie würde mir die Welt meine Freymüthigkeit vergelten! – und doch weiß ich nicht, ob ichs nicht auch öffentlich zu sagen wagte. Ich bin ein freyer Deutsche, und ein Schandfleck seines Vaterlandes ist der, ders nicht wagt, Wahrheiten vor Thronen und Fürstenthronen zu tragen, und es laut zu sagen, was tausend Patrioten durch ganz Deutschland denken und beklagen. [...]

Der Unmuth heißt mich schliessen. Ich will ein wenig hinaus, unter Gottes freyem Himmel meinem Herzen ein wenig Luft zu machen. Denn es ist zu stark gepreßt.

(RZ 41. Bf., S. 129)

Obwohl sich hier Reizenstein eine freimütige Haltung zuschreibt, resultiert sein „Unmuth“ gerade daraus, dass er sich nur in einem privaten Brief an den arkadischen Glaubensgenossen Schröder seine Ideen auszudrücken traut. Erst durch Jahns Verrat wird die Meinung des Protagonisten zu „denjenigen Fürsten [...], die ihre Völker nach Amerika schicken“ (RZ 73. Bf., S. 180) öffentlich werden. So hat die Szene, wo der Oberste den Titelhelden nach der Autorschaft des Briefes befragt, offensichtlich auch die Aufgabe, diesen endlich auch öffentlich „mit der Freymüthigkeit eines

Mannes“ sprechen zu lassen (RZ 73. Bf., S. 179). Reizensteins Weigerung, seine Worte zurückzunehmen, ist aber eher soldatischer als arkadischer Mentalität zuzurechnen. Da er nämlich die Autorschaft des Briefes kaum bestreiten könnte, bleibt ihm als Offizier keine andere Wahl übrig, als vor versammelter Truppe zu seinem Wort zu stehen – sich anders zu verhalten wäre schändlich. Dass Reizenstein sich in seinen Entscheidungen von seinen Ehrevorstellungen leiten lässt, hat er schon im 51. Brief bewiesen, als er das Dilemma beschreibt, worin er sich seit der Nachricht seiner Abkommandierung nach Amerika befindet. Obwohl er überzeugt ist, dies bedeute das Aus für seine Heiratspläne und damit auch für den Traum eines arkadischen Lebens, wird er keine Entlassung verlangen, denn „wie könnte [er] noch jemals einem Soldaten, oder jedem Mann von Ehre, in die Augen sehen?“. Wie später vor dem Obersten, bleibt der Offizier Reizenstein seiner Uniform treu:

[...] Also wird die Liebe ein Opfer auf dem Altar der Ehre werden – und ich dazu, und vielleicht auch mein Fieckchen dazu.

(RZ. 51. Bf., S. 155).

Um nicht als „Memme“ vor den Augen der Welt zu erscheinen, will der Titelheld auf Liebe, Glück und somit auf seine Subjektivität verzichten – er spricht deshalb ausdrücklich von sich selbst als einem Opfer der Ehre. Wie im bereits besprochenen Fall von Wilhlemines Verzicht auf den adligen Titel erscheint somit auch Reizensteins „Freymüthigkeit“ als ein Versuch, die Anpassung an das Allgemeine als deren Gegenteil vorzutäuschen. Das Heer als Symbol des industriellen Menschen, dessen Ziel die „Ausmerzungen der Individualität“ ist (Klein S. 90), stellt bestimmt die Negation arkadischer Lebensvorstellungen dar. Die Entlassung aus dem Dienst bedeutet somit sicherlich die Emanzipation des Subjekts aus den überlagerten Pflichten- und Moralvorstellungen. Deshalb beglückwünscht (und beneidet fast) Reizenstein seinen Freund Schröder nach dessen Verabschiedung, da er nun ein arkadisches Leben führen kann (vgl. RZ 41. Bf., S. 127) – aus demselben Grund wird später der Titelheld den Verräter Jahn als seinen „Wohltäter“ bezeichnen (RZ 75. Bf., S. 196). Das Problem ist aber, dass der Einzug ins private Leben in beiden Fällen von

externen Faktoren bestimmt wird und somit nicht als Zeichen von Autonomie zu werten ist: selbst Reizensteins Entlassung, die angeblich den Willen zur Behauptung arkadischer Ideale suggerieren sollte, ist von Ehrevorstellungen bedingt und stellt somit ein Akt der Unterwerfung des Subjekts unter das Allgemeine dar. In dieser Hinsicht unterscheiden sich unsere beiden Titelgestalten nicht: so, wie Reizenstein seine Liebe „auf dem Altar der Ehre“ opfert, ist nämlich die Sternheim auf eine Liebesheirat zu verzichten bereit, um ihren vor der Hofsgesellschaft ruinierten Ruf wiedergutzumachen.

Jene zwischen Reizenstein und Fiekchen ist nicht die einzige Liebesgeschichte, die der amerikanische Krieg zu vernichten droht. Auch der Offiziersdiener Jakob gerät nämlich um die bevorstehende Kampagne in Verzweiflung, da er sich von seiner Marie, dem Schröderschen Dienstmädchen<sup>19</sup>, trennen sollte. Im Unterschied zu seinem Vorgesetzten verbannt er aber nicht die Austragung des inneren Konflikts zwischen persönlichen Anforderungen und heteronomen Zwängen in einen privaten Brief, der letztlich bloß zur Freilassung des frustrierten Ichs dient, sondern spricht den subjektiven Wunsch, seinen Abschied zu nehmen, in Reizensteins Gegenwart offen aus. Da er weiß, dass sich auch sein Herr vor der Alternative zwischen Soldatenpflicht und persönlicher Erfüllung befindet, erwartet er nämlich von ihm eine ähnliche Einstellung – Reizensteins Reaktion fällt dementsprechend überraschend:

„Tropf! deßwegen bist du Soldat, daß du hingehst, wo dein Landesherr dich gehen heißt.“

Aber – ja, wenn man kein –, „Was denn, wenn man kein? – Gelt, Mädchen hätte? Warum hast du eins?“

Ich kann nichts dafür, ich nehme meinen Abschied [...].

„Izt wird man dir ihn geben.“

So nehm’ ich ihn selbst!

„Pfui! schäm’ dich, du willst mich verlassen? du?“

---

19 Den niedrigeren Gestalten werden in beiden Romanen die Leiden klassenübergreifender Liebe im Stile von Müller und Wilhelmine bzw. Oberst und Sophie stets erspart.

O lieber Herr! verzeihen Sie mir – ich gehe mit – mit Ihnen – aber gehen denn Sie auch?

„Jakob, geh’ ins Bett, du bist entweder noch schlaftrunken, oder hast du dich heute schon besoffen. [...]

(RZ 51. Bf., S. 155-156)

Die Unterschiede zwischen beiden Gestalten könnten hier nicht deutlicher auftreten. Während sich nämlich der Arkadier für die Ehre entscheidet, um anschließend in seinem Brief an Schröder pathetisch den Verlust seiner Freunde zu beklagen (vgl. RZ 50. Bf., S. 153), übt auf Jakob das Argument soldatischer Pflicht keinen ähnlichen Druck: erst Reizensteins Appell an die Freundschaft, den so gefeierten arkadischen Wert, vermag ihn – vorläufig zwar – von seinem Vorsatz, das Heer zu verlassen, abzubringen. Durch die Tatsache, dass Jakob hier so entschieden von subjektiven Ansprüchen geleitet wird, Reizenstein dagegen ganz vom Vorrang heteronomer Anforderungen überzeugt erscheint, lässt sich diese Stelle auch als innerer Monolog zwischen Ich und Über-Ich des Protagonisten auslegen. Dessen Ausgang versinnbildlicht Jakobs spätere Bestrafung für seine Desertion, die zugleich Reizensteins erster Auftrag als Kapitän darstellt und dadurch besondere Hervorhebung erhält.

Der Kontrast zwischen Reizenstein und Jakob spiegelt die sozialen und kulturellen Unterschiede beider Gestalten wider. Der einfache Diener, nur in geringem Maße von gesellschaftlichen Konventionen beeinflusst, befolgt seine eigentlichen, subjektiven Interessen – als er vom Allgemeinen für seine Rebellion bestraft wird, nennt ihn folglich Müller „ein Opfer der Liebe“ (RZ 69. Bf., S. 175). Der Arkadier Reizenstein, so sehr vom Gedankengut jener Gesellschaft durchdringt, die er in seinen moralischen Tiraden als Abkehr von der Natur verurteilt, hat dagegen seine Liebe längst „auf dem Altar der Ehre“ geopfert (RZ 51. Bf., S. 155).

Nachdem Reizenstein entlassen und des Landes verwiesen wurde, begibt er sich nach Frankreich, um sich dort einzuschiffen und auf der Seite der Kolonisten zu kämpfen. Er ist aber „zu unvermuthet in diesen Weg hingerissen worden“ (RZ 87. Bf., S. 214), und fängt bald die Güte seines Vorhabens anzuzweifeln. So bittet er den

weisen Baron Roth um Rat, besonders in der Frage, ob er denn „für eine gerechte Sache [...] streiten“ gehe. Das Problem scheint auch in diesem Fall in der Angst vor dem Allgemeinen zu bestehen: durch Jahns Verrat wurde der Protagonist in ein Abenteuer geschleudert, das er willentlich niemals unternommen hätte. Während er sich in Franken fürchtete, die gegenwärtigen Zustände auch nur privat in einem Brief zu kritisieren, sollte er sich nun in Amerika denjenigen anschließen, die sie mit Einsatz der Waffen umstürzen wollen: ein ungeheurer Schritt für Reizenstein, selbst wenn es im Namen der Freiheit geschehen sollte. So hätte er fast seinen Plan aufgegeben, um

[...] zu Lande fort zu wandern: aber wohin? Dies hielt mich noch zurücke, weil kein Land in Europa ist, das ich mir zum Aufenthalte wünschte.

(RZ 87. Bf., S. 214)

Auch wenn Reizenstein noch nicht weiß, ob er „für den Kongreß fechten will, oder nicht“, stehen die Prioritäten bereits fest: er wird sich nach Amerika einschiffen, um dort „ein Plätzchen zu suchen“, wo es ihm „gefällt“. Durch seine sophistische und nicht ganz schlüssige Argumentation, die zwischen einer „Freyheit“ des „eigenen Vaterlandes“, welche nicht gegen die rechtmäßige Ordnung erkämpft werden dürfe, und jener eines anderen Landes – wo die Frage, „auf welcher Seite [sich] das Recht“ befinde, eher nebensächlich sei – unterscheidet, kommt Baron Roth prompt seinem Freund zu Hilfe und räumt die letzten „Gewissenszweifel“ auf dem Weg zum privaten Glück (RZ 100. Bf., S. 246). Wie ein „Plätzchen“ zu erreichen sei, das dem Protagonisten „Ruhe oder eine anständige Beschäftigung anböte“, ist noch nicht klar, der Kampf um die amerikanische Freiheit könnte aber die geeignete Gelegenheit dazu bieten, suggeriert ein prophetischer Baron:

[...] Vielleicht eröffnet sich Ihnen durch eine neue Bekanntschaft, oder durch andere unvorhergesehene Umstände bald eine neue Aussicht, die Sie in eine ruhigere Lage versetzt.

(RZ 100. Bf., S. 246)

Tatsächlich erweist sich Reizensteins Intervention an der Seite der Freiheit als eine glückliche Wahl, denn durch die Rettung Lord Barbingtons lernt er dessen Schwester Auguste kennen, deren Herz er dank seiner aufrichtigen Freiheitsliebe bald erobert. So kommt es, dass sich selbst im kaum von europäischer Zivilisation betroffenen Südkarolina die Werteskala des Protagonisten unverändert zeigt. Als nämlich nach einem kurzen Aufenthalt in Barbingtons „ruhiger Gegend“ die Zeit kommt, sich wieder „in das Kriegsgetümmel [...] zu werfen“, vermag es auch diesmal die Liebe nicht, einen entschlossenen Reizenstein zurückzuhalten: „die Ehre ruft! und da müssen alle übrige Gefühle des Herzens schweigen“ (RZ 126. Bf., S. 283). Wie damals mit Fiekchen, so scheint auch hier die Ehre das Opfer von Reizensteins subjektiven Ansprüche zu fordern. Die Ähnlichkeit zwischen diesen Episoden ist aber nur oberflächlich, das Verhältnis zwischen subjektiven Ansprüchen und Moral ist nun umgekippt: es sind gerade die Liebe und der Wunsch nach einem ruhigen Plätzchen, welche den Protagonisten zu einer letzten Anstrengung drängen und zurück in den Kampf werfen. Auguste, die Reizenstein beim Abschied als „Spartanerin, die ihre Söhne ins Treffen schickt“, erscheint, macht nämlich klar, dass ihre Liebe zu ihm von seinem Einsatz für ihr Vaterland abhängt:

[...] Sie, Reizenstein, werden Amerika von dem Augenblicke an als Ihr Vaterland angesehen haben, als Sie zum erstenmale den Degen für dasselbe zogen, [...], und seit der Zeit, da ichs gewiß weiß, bin ich Ihre Freundin, und werde es in dem Grade bleiben, in welchem Sie sich um unser Vaterland verdient machen!“ – Was sind Ludwigskreuze gegen eine solche Ermunterung zur Tapferkeit! [...]

(RZ 130 Bf., S. 291)

So kämpft der Arkadier zwar für die Freiheit der Kolonien, seine wahre Motivation ist aber eine private und besteht in der Aussicht auf Augustes Hand und ein ruhiges Leben in Barbington-Arkadien. Sie – im Unterschied zu ihm eine echte Patriotin – zwingt Reizenstein zu einer Haltung, die all seinen Neigungen und Wünschen widerspricht: er soll sich der feindseligen Welt stellen.

Der militärische Sieg der Kolonisten und ihrer französischen Verbündeten gegen

das ehemalige Mutterland bedeutet aber für Reizenstein nicht das Ende seiner Anstrengungen. Nach abgeschlossenem Frieden mit Großbritannien stellt sich nämlich heraus, dass Frankreich den amerikanischen Kolonien nicht „aus blosser Großmuth, aus blosser Abneigung gegen Despotismus [...] geholfen hat“ (RZ 156. Bf., S. 346), sondern vom Anfang an auf materielle Vorteile abzielte. So sieht sich ein zu Recht empörter Reizenstein gezwungen, nach dem mühsam erkämpften Sieg gegen England den Kampf mit dem amerikanischen Kongress aufzunehmen, da dieser geneigt scheint, den französischen Forderungen nachzugeben. Trotz dieser Eventualität bewahrt aber der Titelheld seine Ruhe und gibt sich gegenüber Auguste zuversichtlich, „dass die Sachen nicht so zum völligen Abschlüsse kommen“ werden (RZ 156. Bf., S. 347). Obwohl sich damit die Konfrontation von den Schlachtfeldern auf eine politische Ebene verschiebt, bleibt nämlich der Einfluss des Protagonisten weiterhin entscheidend:

[...] Und wenn alle andere Hülfsmittel uns täuschten, so dürfen wir uns nur ein wenig mehr hinter das Volk stecken, um das Feuer, das unter ihm gährt, aufzufachen. [...] wir dürften nur einige Pfunde an zwey oder drey unternehmende, unruhige Köpfe spenden, so stünde alles in lichten Flammen, und wir könnten von unserem Zimmer aus den Strom lenken, wie einst der Kardinal Pez in dem Barrikadenkriege.

(RZ 156. Bf., S. 347)

Der Leser wird hier Zeuge einer verblüffenden Metamorphose: der sich in Europa vorzüglich durch seine Velleität und Schwärmerei auszeichnende Reizenstein, der unfähig, den bürgerlichen Sturm zu meistern, „von den Meereswellen hin und her geworfen“ (RZ 50. Bf., S. 153) schließlich an den Küsten des amerikanischen Kontinents landete, misst sich nun selbstbewusst mit den französischen Diplomaten und den amerikanischen Abgeordneten. Die reine, jeder Arglist ferne Seele, welche in Mainbernheim für die Verbreitung ihrer Ideale einzig auf das eloquente Beispiel ihrer tugendvollen Lebensführung vertraute, berauscht sich nun an der Vorstellung, durch die korrumpierende Macht des Goldes einen Aufstand anzuzetteln, um diesen dann von einer sicheren Stelle aus als graue Eminenz zu steuern. Um die Aussicht

auf ein ruhiges, arkadisches Leben zu verteidigen, die ihm – wie vom Baron vorausgeahnt – die Bekanntschaft mit Miss Auguste eröffnet hat, ist Reizenstein bereit, von jedem Mittel Gebrauch zu machen, seien es auch jene intrigenhaften Praktiken, die er in Deutschland als ein Zeichen des moralischen Verfalls einer ganzen Führungsklasse verabscheute. Nachdem er seiner Verlobten mit beträchtlichem Stolz die „geheime Triebfeder“ entdeckt hat, die er während den Friedensverhandlungen mit England „in der Stille“ ausnützte, fühlt er sich genötigt, seine unarkadische Vorgangsweise zu begründen: „sollte es“ nämlich „nicht erlaubt seyn, durch eine Zweydeutigkeit etwas Gutes zu schaffen [...]?“ (RZ 157. Bf., S. 348) – eine Erklärung, die freilich durch ihren Machiavellismus ihr Ziel verfehlt. Indem es ihm schließlich gelingt, durch einen militärischen Coup dem Kongress kurz vor dessen Gegenreaktion zuvorzukommen, erweist sich der verschwörerische Arkadier den Intrigen eines europäisierten und dekadenten Machtzentrums gewachsen, was nach seiner passiven und apolitischen Haltung auf der anderen Seite des Atlantiks schwer vorauszusehen war. In der Tat ist Reizensteins amerikanischer Erfolg nach der europäischen Lähmung so überraschend, dass selbst er keine rationale Erklärung dafür finden kann:

[...] Oft begreife ich selbst nicht, wie alles so nach unserm Wunsche gehen, jeder Entwurf so gelingen muss! Gewiss der Schöpfer liebt Amerika, und will es für die unendlichen Drangsalen belohnen, die es seit seiner Entdeckung von den Europäern erlitten hat.

(RZ 157. Bf., S. 349)

Was der Schöpfer mit Europa, oder wenigstens mit seinem Vaterland vorhat, ist dagegen für den Protagonisten – der Auguste vermeintlich wegen ihres Patriotismus bewundert – von geringem Interesse. Von einem Landsmann, der ihm von der äußerlich unstillen politischen Lage in Deutschland berichtet, deren weitere Entwicklung seiner Meinung nach die Zukunft des Landes für die nächsten Jahrhunderte bestimmen könnte, sagt ein sichtlich gelangweilter Reizenstein, dieser habe ihm „von der gewaltigen Gährung der Nation nicht genug erzäh[en]“

(RZ 157. Bf., S. 349). Darüber hinaus ist der Arkadier von der Tatsache verärgert, dass „diese tausendfachen Bewegungen [...] ein Lumpenhund von einem Pfuscher erregt“ hat, der durch seine falsche Behandlung den Tod des bayrischen Kurfürsten verursachte. Immerhin liefern ihm die schlechten Nachrichten aus dem Vaterland literarischen Stoff für einen Dialog, den er seinem Briefe beilegt, damit Auguste sehe, dass er „gutes Muths“ ist „und dass ernstere Geschäfte [ihm] noch zuweilen ein Stündchen zum Scherzen übrig lassen“ (RZ 157. Bf., S. 350). Dem möglicherweise entscheidenden Wendepunkt in der deutschen Geschichte könnte Reizenstein nicht gleichgültiger gegenüberstehen, ist er doch ganz von seinen eigenen Angelegenheiten eingenommen: „bald, bald vielleicht in einem Jahre“ wird nämlich „das grosse Werk ausgeführt“ sein (RZ 157. Bf., S. 350), das ihm endlich ermöglichen wird, seine Auguste zu heiraten und damit „Herr von zwey Quadratmeilen Landes, die ihr edler Bruder ihr“ schenken wird (RZ 161. Bf., S. 356), zu werden. Ein ansehnliches Arkadien, von dem aus der Titelheld die tragischen Ereignisse in Europa bagatellisieren, ja mit Schadenfreude als ein angenehmes Spektakel beobachten wird, so wie es nach seinen morbiden Vorstellungen Schröder von Mainbernheim aus hätte tun sollen, dem er nach dessen Entlassung ins zivile Leben fast neidisch schreibt:

[...] Du sizt nun da so ruhig wie ein epikurischer Gott, siehst Europa von deinem Felsen herab in Trümmer gehen, – und lachst. Und ich irre noch auf dem hohen Weltmeere herum, kann noch von Wellen zu wellen geworfen, und endlich gar, [...] nach Amerika geschleudert werden. Aber nein! bald will auch ich an das Land mich retten [...]. Ja, sagt Louise, das Bret, durch dessen Hülfe er aus dem Sturm sich rettet, wird wohl – Fikchen seyn. Kann seyn, meine liebe Melida, wir wollen sehen.

(RZ 41. Bf., S. 127)

Wie sehr die Arkadier wirklich an das Wohl der Menschheit halten, tritt aus dieser Stelle unverhohlen hervor: die mehrmals beschworene, auf beinahe wunderbare Weise durch eine höhere Instanz einzuführende Erneuerung der Sitten hatte in ihren Augen offensichtlich nur die Rolle, die Menschheit zu zähmen, damit diese keine Gefahr mehr für sie darstelle. Durch die Vorstellung, dass Fiekchen, die pragmatische

Tochter eines als „Fitz“ verspotteten Kleinbürgers (RZ 4. Bf., S. 20), ihn vor dem „bürgerliche[n] Sturm“ retten könne (RZ 41. Bf., S. 127), gibt Reizenstein implizit seine Anerkennung bürgerlicher Werte zu – und liefert gleichzeitig den Beweis seiner Untüchtigkeit zur Lebensbewältigung. Die Kluft zwischen den von den Arkadiern theoretisch vertretenen Positionen und deren realer Handlungsweise erscheint hier in ihrem ganzen Ausmaß: während Müller seinen Schüler Frizchen von der Notwendigkeit überzeugt, „der Welt ein nützlicher Mann [zu] werden (RZ 71. Bf., S. 178), besteht das arkadische Lebensideal darin, sich von einem ruhigen und sicheren Plätzchen aus am einmaligen Spektakel des Untergang Europas zu ergötzen.

Bestimmt schreitet die Welt immer tiefer in den moralischen Abgrund, das grundsätzliche Problem für Reizenstein und seine Freunde scheint aber mehr in dem bürgerlichen Sturm zu liegen, aus dessen Reichweite die Schröder'sche „Hütte“ hätte liegen sollen (RZ 41. Bf., S. 127). Für die Arkadier nämlich, welche zwar die Liebesheirat predigen<sup>20</sup>, ihre Heirat aber gerade aus mangelnden ökonomischen Mitteln auf unbestimmte Zeit vertagen – wie Reizenstein mit Fiekchen und Janson mit Charlotte – und aus diesem Grund auch ein uneheliches Kind zur Welt bringen, wie im Falle der Schröder, stellt das Mainbernheim'sche Gut bereits einen kaum erreichbaren Luxus dar. So fragt sich Charlotte nach dem Tod von Baron Roth mit Schrecken, wie es für sie und ihre Mutter weiter gehen wird, da nun der „grosse Wohltäter dahin ist“ (RZ 106. Bf., S. 255). Sie setzt zwar nach arkadischer Devise auf die Einwirkung der Vorsicht, doch die Hoffnung, diese werde sie „so glücklich“ machen, die Mutter mir ihrer „Händearbeit“ zu „ernähren“, vermag es den alarmierten Tenor des Briefes nicht ganz zu übertönen. Zur Umsetzung ihres frommen Wunsches kommt es jedenfalls nicht, denn Reizensteins Freiheitsliebe hat soeben den verwaisten Arkadiern einen amerikanischen Verhältnissen entsprechend wirtschaftlich noch mächtigeren Schutzherrn gewonnen. Dass der Hauptgrund für die arkadische Auswanderung nach dem Land der Freiheit ein ökonomischer sei, tritt an vielen Stellen unverhohlen hervor – so schreibt Wilhelmine der in Europa mit ihrem

---

<sup>20</sup> Vgl. RZ 8. Bf., S. 26, wo Reizenstein entsetzt von jener Tochter berichtet, welche die arme Liebesheirat der Eltern tadelt – und sich deshalb fast „an ihr [...] vergreifen“ würde.

Janson noch verbliebenen Charlotte:

Wird denn Dein nächster Brief immer noch nicht die Nachricht enthalten, daß das Glück Dich in die Arme Deines Jansons geführt habe? – Doch nein! Europa soll Euch kein Brod geben, damit Ihr genöthigt seydt, es in der neuen Welt zu suchen. Itzt denke, Liebe! wie sehr wir uns Eure Gesellschaft wünschen, daß wir sie so gar durch Euer Unglück zu erhalten wünschen.

(RZ 154. Bf., S. 341)

Das „Unglück“ – das ist es, was die pseudobürgerlichen Gestalten über den Atlantik treibt, selbst wenn Janson es bei seiner Aufzählung der negativen Aspekte Europas zu erwähnen versäumt: stattdessen nennt er das ihm zwar unbekannt aber dennoch unausstehliche „Schlaraffenleben“. Darum also, um nicht „ein Sklave von so genanntem Wohlstande, von der Mode, vom Luxus“ zu sein (RZ 140. Bf., S. 309), möchte er auswandern. Als sich ihm aber plötzlich durch die Vermittlung von Baron Kaltenthal die Aussicht eröffnet, eine Pfarrei zu bekommen, scheint das Leben in Europa noch erträglich zu sein – Janson fühlt sich schon unabhängig:

Nach Ostern ziehe ich an meine Stelle, und nehme meines Lottchens Mutter zu mir, und sollte der Baron [= Herr v. Kaltenthal] sterben, auch Fräulein Malchen; dann haben wir in Uhlfeld ein zweites Barbingtonhouse. Ach! daß das erste so weit entfernt ist!

(RZ 152 Bf., S. 336)

Herr von Kaltenthal stirbt aber zu früh, als er nämlich noch gebraucht wird, und da Janson „die hundert Dukaten, die der Baron geboten“ hatte, nicht selbst bezahlen kann, wird er die Stelle nicht bekommen. Der Kampf gegen das Schlaraffenleben ist nun aussichtslos geworden: Janson macht folglich „keine Ansprüche mehr auf einen Dienst in Europa“ und bittet Reizenstein um Aufnahme in Barbingtonhouse:

„[...] Ich will Eure Kinder erziehen, will alles thun, wenn Ihr mich aufnehmt!“

(RZ 152. Br, S. 337)

Verzweifelte Töne, welche der Reaktion seiner Charlotte auf den Tod von Baron Roth entsprechen und den Eindruck bestätigen, für die bürgerlichen Hauptgestalten bedeute die Vorstellung Arkadiens nichts anderes als ein Zufluchtsort für Lebensuntaugliche und sei somit als Euphemismus zu verstehen. Ein Zufluchtsort, der nach Reizensteins Heirat mit Auguste eine reale Dimension erlangt und zwar in der Form „von zwey Quadratmeilen Landes, die ihr edler Bruder ihr geschenkt hat“, wie der Titelheld in einem Atem mit der frohen Nachricht, Ehemann geworden zu sein, dem Luxus geißelnden Janson euphorisch mitteilt (RZ 161. Bf. S. 356).

Für die Arkadier ist somit ihre Selbstbehauptung nur oberflächlich eine Frage von Idealen und spielt sich in Wirklichkeit auf eine viel irdischere Ebene ab: sozialer Aufstieg durch die Heirat mit Repräsentantinnen höherer Gesellschaftsklassen, Arbeitsstellen und Lebensunterhalt allgemein stellen ihre Hauptziele dar. Diese scheinen im ersten Moment bereits durch die Achse Mainbernheim-Speckfeld gesichert zu sein, immer mehr geraten aber sowohl das Schröder'sche Gut als Roths Schloss unter Druck, so dass die Arkadier allmählich von einem klaustrophobischen Gefühl der Umzingelung durch eine böse und neidische Menschheit ergriffen werden. Aus dieser unbestimmten Menge tritt der Pfarrer hervor, der gegen Schröder und Louise einen Prozess – zunächst wegen vermeintlichen Kindermords, später wegen ihres außerehelichen Sohnes – anzettelt. Letzlich wird es ihm gelingen, die Schröder zu einer hohen Geldstrafe verurteilen zu lassen und zum Verkauf ihres Gutes zu zwingen. Dass dies auf Grund obskurantistischer Normen geschieht, wird aber nicht thematisiert: die Verurteilung der Arkadier gilt nur dem Mann, „der jeden Stand schänden würde“, und meidet eine Auseinandersetzung mit der kirchlichen Institution (RZ 129. Bf., S. 288). Schuld daran, dass die Schröder und ihre Freunde „den Schauplatz so vieler Freuden“ verloren haben, scheint ausschließlich der geizige Pfarrer zu sein.<sup>21</sup> Dies stellt ein weiterer Beweis für die vorsichtigeren, ja ängstlichen Einstellung der Arkadier gegenüber dem *Status quo* im Vergleich zum *Sternheim-Roman*, wo wir zwar keine oberflächlichen Angriffe gegen kirchliche

---

21 Vgl. Kriegleder, RZ S. 406.

Repräsentanten, wohl aber eine selbstbewusste Haltung gegenüber Religion und pastoraler Praxis von Seiten der Hauptgestalten vorfinden.<sup>22</sup>

Das Gefühl, von Feinden umzingelt zu sein, spürt auch Baron Roth, der bereits in seiner Rede beim Fest zu Mainbernheim, am Höhepunkt arkadischen Glückes, für seine Günstlinge „schlimme Tage“ prophezeit (RZ 33. Bf., S. 110). Die Intrigen des Pfarrers werden später seine pessimistische Einstellung bestätigen:

Gute Kinder! ich sehe nichts voraus; aber ich kenne ein wenig den Lauf der Dinge dieser Welt. Nie haben wir mehr Unglück zu befürchten, als wenn wir glauben, es stehe am besten mit uns. Jener Tag war zu selig, als daß nicht der Gedanke sich in mir heraufdrängen sollte: So kanns nicht bleiben! Wir haben immer unsere Feinde, die uns unsere Glückseligkeit zu vergällen suchen – und solltens Pfarrer seyn!

(RZ 79. Bf., S. 200)

Bald wird sich die Lage so sehr verschlechtern, dass nicht nur die bürgerlichen Hauptgestalten, sondern auch der Patriarch, der diese beschützen sollte, den Druck von außen nicht mehr lange aushalten zu können glaubt und selbst mit dem Gedanken spielt, nach Amerika auszuwandern. Im Unterschied zu den übrigen Arkadiern wird allerdings der Baron nicht von beschränkten Verhältnissen bedrängt: es sind die „Verdrüßlichkeiten wegen der Jagd“, die er immer wieder „mit dem benachbarten Würzburger Forstmeister“ hat, welche ihn beinahe zu diesem Entschluss bringen (RZ 100. Bf., S. 244). Der Forstmeister einer Stadt, welche als Symbol für das aufsteigende Bürgertum steht und für die Arkadier als Katalysator aller menschlichen Schwächen gilt, dringt in Roths Jagdrevier ein und tastet auf diese Weise eines seiner adligen Attribute an, was einer Verletzung seiner Würde entspricht. Dies ist ein Symptom dafür – und Roths Problem besteht offensichtlich darin –, dass seine adlige Vormachtstellung nicht mehr anerkannt wird. Auch im *Sternheim-Roman* wird die Jagd als traditionelle adlige Beschäftigung kurz erwähnt, als von der Rolle des Obersten als Mentor junger Edelleute die Rede ist (STH 49),

---

<sup>22</sup> Vgl. hierzu Obersts von Sternheim Anforderungen an seinen Pfarrer sowie die an den englischen Pfarrer gerichtete polemische Bemerkung der Titelheldin bei Richs landwirtschaftlicher Vorführung (STH 43, 285-286 und S. 5, 36 dieser Arbeit).

sie wird aber ganz anders gedeutet. Hier stellt nämlich das aufsteigende Bürgertum keine bedrohliche Macht, sondern eine positive Kraft dar, während der Adel zwar nicht negativ, sicherlich aber als das Alte gewertet wird, das sich dem neuen bürgerlichen Modell anzupassen hat. Dementsprechend wird die Jagd als Überbleibsel aus einer Zeit, wo für die gesellschaftliche Stellung nicht eigene Fähigkeiten und Verdienste, sondern das Geburtsrecht ausschlaggebend war, als „anständiges Vergnügen“ zwar toleriert, erscheint aber angesichts des neuen bürgerlichen Ethos als unproduktiver und belangloser Zeitvertreib. Der Wunsch des Barons Roth – damit sind wir zum *Reizenstein* zurückgekehrt – nach Amerika zu übersiedeln, um dort „ein patriarchalisches Leben [zu] führen, wie die Leute des goldenen Zeitalters“ (RZ 100. Bf., S. 244), drückt somit euphemistisch dessen Vorhaben aus, sein Leben als Privilegierter weiterzuführen, diesmal auf der wirtschaftlichen Basis von Sklavenarbeit.

Der plötzliche Tod des Barons wird nicht nur diese Pläne vereiteln, sondern auch einen schweren Schlag für Müllers Aussichten auf eine Heirat mit Wilhelmine darstellen, der – wir haben es auf S. 33 dieser Arbeit bereits erwähnt – sich von der menschlichen Gesellschaft verabschieden und irgendeinem Eingeborenenstamm Nordamerikas anschließen möchte. Wir haben auch gesehen, dass die Ursache seiner Verzweiflung darin besteht, keine offizielle Einwilligung für seine Bewerbung mehr bekommen zu können. Tatsächlich wird für Müller mit dem Tod des Barons endgültig die Möglichkeit zunichte, eine Investitur durch die Autorität zu bekommen, um von der adligen Gesellschaft akzeptiert zu werden, wie sie dagegen Oberst von Sternheim genießt. Daraus ergibt sich die unterschiedliche soziale Stellung, worin sich beide Gestalten nach der Heirat mit ihren adligen Verlobten befinden werden. Während nämlich der Oberst zum Modell für den benachbarten Adel wird, der ihm dessen Erstgeborenen anvertraut, wird Müllers Verbindung mit Wilhelmine zum Thema spöttischer Bemerkungen, wie ein verärgertes Janson berichtet (vgl. RZ 140 Bf., S. 309). Müller wird somit nicht – hauptsächlich wegen Roths mangelnder Bereitschaft, konsequent seine aufgeklärten Ideen umzusetzen – in eine adlige Familie aufgenommen: er heiratet eine verbürgerlichte Wilhelmine, die auf ihr 'Von'

verzichtet hat. Beide schaffen es also nicht, sich über gesellschaftliche Barrieren hinwegzusetzen: indem sie diesen durch die Auswanderung nach Amerika entweichen, können sie ihre subjektiven Ansprüche zwar durchführen, nicht aber auch behaupten.

Von jenen dekadenten europäischen Sitten entfernt, welche einer arkadischen Lebensweise so sehr widersprachen, glauben die Hauptgestalten in Südkarolina die idealen Bedingungen gefunden zu haben, um endlich „die Unschuld und Lauterkeit der Sitten“ nicht mehr, wie in Mainbernheim, nur für die Dauer eines Tages, sondern „überhaupt einzuführen suchen“. Um die erfolgreiche Ausführung ihres Vorschlags zu beweisen, berichtet Wilhelmine an erster Stelle, dass sich die Bewohner Barbingtonhouses nur mehr mit Schäfernamen oder ganz einfach mit Vornamen nennen:

Wenn wir auf unserer Flur sind, nennen wir alle uns mit keinem andern, als Schäfernamen – Auguste hat Fiekchens Namen erhalten, und heißt Chloe – sonst rufen wir uns nur bey den Vornamen, weil auch dieses zur Simplicität der Sitten gehört.

(RZ 154. Bf., S. 340)

Es handelt sich bestimmt um eine lobenswerte Gewohnheit, welche, wie Wilhelmine richtig erkennt, einen Beitrag zur Einfachheit der Sitten darstellt – eher als die beabsichtigte Funktion, die erfolgte Umsetzung moralischer Werte zu beweisen, bestätigt aber diese Stelle die bereits in Mainbernheim beobachtete arkadische Tendenz, sich dabei auf oberflächliche, äußerliche Gesten zu beschränken. Die Arkadier scheinen sich von ihrer Angst vor der öffentlichen Meinung, die sie offensichtlich zu diesem wahrlich nicht gewagten Schritt in Europa gehindert hatte, selbst in Amerika noch nicht ganz befreit zu haben. Nicht einmal auf ihrem Gut fühlen sie sich nämlich wirklich frei von heteronomen Zwängen, wie die schizophrene alternative und geregelte Verwendung von Schäfernamen und Vornamen zeigt: je nach dem verschiedenen Grad von Privatheit, d.h. Abgeschlossenheit des Bereichs, in denen sich die Arkadier jeweils befinden, leben

sie ihre Ideale mehr oder weniger intensiv. Es versteht sich von selbst, dass eine solche Einstellung den frommen Vorsätzen, durch das eigene Beispiel die arkadische Lebensweise bekannt zu machen und zu verbreiten, nicht besonders förderlich ist. Den Beleg dafür liefert uns auch in diesem Fall eine Stelle, die nach der Intention ihres fiktionalen Verfassers den entgegengesetzten Eindruck vermitteln sollte und unmittelbar der oben zitierten Passage folgt. Um ihre vorerst in Europa verbliebene Freundin Charlotte von der erfolgreichen und konsequenten Umsetzung des arkadischen Programmes zu überzeugen, berichtet Wilhelmine nämlich auch von der Begegnung mit einem benachbarten Pflanze. Dass sich die Arkadier gerade von einem jener Nachbarn, die sie durch ihren Beispiel beeinflussen möchten, „überrascht[...]“ fühlen (RZ 154. Bf., S. 340), signalisiert bereits eine zurückhaltende Haltung, die mit dem Anspruch, ihre Lebensart „Mode [zu] machen“ (RZ 33. Bf. S. 97), unvereinbar ist. Dieser Eindruck wird bald von Wilhelmines Vermutung verstärkt, der Pflanze möge die Arkadier auf Grund ihrer Kleidung sowie der Tatsache, dass sich die Arkadierinnen unter die Sonne begeben, anstatt diese aus kosmetischen Gründen zu meiden, „vielleicht [...] für ein wenig wahnsinnig“ halten. Nach diesen Bemerkungen kann eine Aussage wie:

[...] Aber ich hoffe, unser Beyspiel soll einigen Einfluß auf die Schönen von Karolina haben, daß sie sich in der Folge nicht mehr so sehr von der Natur entfernen.

(RZ 154. Bf., S. 340)

ihr Ziel, den Eindruck von selbstbewussten Arkadiern zu vermitteln, die sich in der Befolgung ihrer Lebensweise vom Urteil der Gesellschaft nicht stören lassen, ja diesen sogar selbst zu beeinflussen vorgeben, nicht erreichen. In Wahrheit kann sich Wilhelmine gar nicht vorstellen, den Anderen als Vorbild zu dienen, trotz des Versprechens des Pflanzers, die Argumente der Arkadier seiner Töchtern mitzuteilen:

Das werde ich meinen Töchtern sagen, sprach er, und gieng bald darauf wiederum ab, ich weiß nicht, ob so erbauet von unserer Lebensart, als er zu gestehen schien?

(RZ 154. Bf., S. 341)

Nicht einmal in einem solchen Kontext, wo sie die relative Mehrheit darstellen, vermögen es die Arkadier, selbstbewusst ganz nach ihren Vorstellungen zu leben, ohne den Druck des Allgemeinen zu spüren – selbst wenn es in Gestalt eines benachbarten Pflanzers erscheint. So bleibt auch der Wunsch, diese durch ihr Beispiel zu verbreiten, reine Theorie: wem sollten sie als Vorbild dienen, da sie stets bedacht sind, ihr glückliches und tugendvolles Arkadien ganz unter sich, fern von der neidischen Menschheit, zu leben? Treffen sie einen Nachbarn an der Grenze ihres Gutes, so betrachten sie diesen fast als einen Eindringling: trotz ihrem ständigen Anspruch, ihren Handlungen eine pädagogische Rolle zuzuschreiben, betrachten sie die physikalische Grenze Barbingtonhouses zugleich als eine für ihre Ideen unüberwindliche Barriere.

Die vermeintliche moralische Überlegenheit der Hauptgestalten bringt keine Früchte außerhalb von Arkadien, da sie – selbst in ihrer oberflächlichen Realisierung durch ostentative Gesten wie Bekleidung und Vornamen – beinahe heimlich, im privaten häuslichen Bereich, ausgelebt wird. Es wäre aber ein Fehler, diese als Selbstzweck zu deuten: zum einen gilt sie nämlich dem sonst nach üblichen bürgerlichen Kriterien frustrierten Geltungsbedürfnis der am wirtschaftlichen Aufschwung nicht teilhabenden, asozialen Arkadiern, zum anderen verhilft sie diesen, sich Zugang zu naiven Adligen zu verschaffen und deren Unterstützung zu genießen. Das neue Arkadien kann nämlich nur unter der Schirmherrschaft eines mächtigen Gleichgesinnten aus der höheren Gesellschaftsschicht bestehen. Diese Regel gilt auch in Amerika, denn trotz dem Versuch, die neue Welt durch ihre geographische Beschaffenheit sowie gesellschaftliche Zusammensetzung als natürliches Arkadien darzustellen, entsteht und entfaltet sich dieses auf der Grundlage der ökonomischen Macht der Barbingtons.<sup>23</sup> Im Verlauf der Handlung entwickeln sich somit die pseudobürgerlichen Hauptgestalten keineswegs: was sich ändert sind bloß die äußeren Verhältnisse, welche nach dem Tode des Barons die arkadische Gemeinschaft vollends zur Auswanderung nach Südkarolina zwingen, wo inzwischen ein neuer Gönner gefunden wurde. Eine Emanzipation vom adligen

---

<sup>23</sup> Reizensteins Arkadien könnte folglich auch als ein anachronistisches Beispiel von Mäzenatentum gedeutet werden, das in Europa vom Urheberrechtsprinzip abgelöst wurde

Großgrundbesitzer findet nur in der abschließenden kommunistischen Utopie statt, wo dieser nunmehr überflüssig geworden ist und die „ordentliche Obrigkeit“ (RZ 161. Bf., S. 359) offenkundig nach anderen Kriterien ausgewählt wird, doch hier – abgesehen von ihrem selbst für fiktionale Verhältnisse irrealen Charakter – gibt es auch kein Arkadien im Stile Mainbernheims oder Barbingtonhouses mehr.

Eine größere Berechtigung zur Kritik der sozialen Lage hat dagegen Baron Roth, denn angesichts des aufsteigenden Bürgertums ist das Primat seiner Gesellschaftsklasse tatsächlich ins Wanken geraten, so dass sein melancholischer Rückblick auf die alte Zeit verständlich ist. In dieser Hinsicht ist auch die scharfe Luxuskritik zu verstehen, welche im *Reizenstein* ganz allgemein der Einführung und Verbreitung des „sogenannte[n] Wohlstand[s]“ (RZ 140 Bf., S. 309) gilt. Diese historische Entwicklung stellt offensichtlich deshalb ein Problem in den Augen des Barons und dessen Schützlinge dar, weil dadurch die Demarkationslinie zwischen dem Adel und den übrigen Ständen verwischt wird.<sup>24</sup> So steht in Wirklichkeit nicht so sehr der Luxus im Mittelpunkt der Kritik, sondern die Tatsache, dass gerade durch den breiteren Zugang an Gütern, die sich vorher nur die Oberschichten leisten konnten, diese eigentlich keine Luxusgüter mehr darstellen. Barons Roth Lebensstandard steht nicht zur Diskussion – der Luxus wird erst dann zum Problem, wenn der Landmann „meynt, er müsse alles das auch haben, auch geniessen, was der Reichere hat und genießt“ (RZ 161. Bf., S. 357). Die Argumentation, der bäuerliche Stand würde in diesem konsumistischen Wettlauf wirtschaftlich und gesundheitlich in den Ruin gehen, kann somit über die konservative Motivation arkadischer Luxuskritik nicht hinwegtäuschen, welche in Wahrheit dem subversiven Charakter der Demokratisierung einst exklusiver Güter gilt. Was im *Reizenstein* unter dem Decknamen des 'Luxus' bekämpft wird, ist die zunächst auf wirtschaftlicher Ebene erfolgreiche Behauptung des aufstrebenden Bürgertums (welches in Gestalt von Fiechens Freier und deren Vater als kleinlich und geldgierig karikiert wird). Im

<sup>24</sup> Vgl. Hirschman S. 61: „Einer der Gründe [= der Ablehnung neuen Wohlstands, insb. durch Konsumgüter] ist, dass die neuen Güter, sobald untere gesellschaftliche Schichten sie erwerben oder Anspruch darauf erheben können, eine Bedrohung für die gesellschaftliche Ordnung und Hierarchie darstellen.“

Unterschied zur reaktionären arkadischen Position, wird in der *Sternheim* die bürgerliche Moral ausdrücklich auch als Instrument gesellschaftlichen Aufstiegs und wirtschaftlicher Unabhängigkeit gefeiert. Die Niedersetzung auf dem Lande bedeutet hier keine Weltflucht, sondern ist sowohl für den Oberst als auch für seine Tochter die Krönung eines selbständigen Lebens, in dem sich das bürgerliche Subjekt kraft der eigenen moralischen Fähigkeiten in der Gesellschaft behauptet hat. Während die Arkadier auf die Gunst ihrer adligen Freunde angewiesen sind, wird so Oberst von Sternheim selbst zum Patriarchen.

## Ausgeübte Tugend

Im Mittelpunkt der Vorgeschichte des *Sternheim-Romans* steht eindeutig das Thema der Erziehung. Diese umfasst im Fall von Sophie zwar traditionelle Aspekte wie die Aneignung von Sachkenntnissen und die Übung in Frauenarbeiten, steht aber „auf der Grundlage einer allgemeinen Menschenliebe und übenden Tugend“ (Maier S. 96). Schon Oberst von Sternheim hat nämlich von seinem Vater den „Lehrsatz der *Wohltätigkeit unsers Beispiels*“ (STH 54, Herv. Im Orig.; vgl. auch STH 49) erteilt bekommen, der auf dem Glauben gründet, dass die Welt und die Mitmenschen zu bessern seien, und dies auch machbar sei. So drückt der Oberst in seiner auf S. 5 dieser Arbeit bereits erwähnten Rede, die das Programm für Gut Sternheim verkündet, die Überzeugung aus, „das menschliche Herz“ sei nicht „so sehr zum Bösen geneigt, als manche glauben“, und dass die Ursache für die mangelnde Wirkung moralisierender Versuche eher in deren pädagogisch falschem Ansatz zu suchen sei (STH 42). Das Ziel, die Menschen zu bessern, sei nicht durch abstrakte Vorstellungen von Gut und Böse oder von Pflichten und Verboten zu erreichen: es solle dagegen versucht werden, „den Verstand zu öffnen und zu überzeugen“ (STH 42), und zwar auf einem empirischen Wege wie z.B. „durch Betrachtungen über die *physikalische Welt*“ (STH 43, Hervorh. im Orig.). Oberst von Sternheim vertritt hier deutlich eine entschieden aufklärerische Sichtweise, welche von der Annahme einer einzigen, universellen Vernunft ausgeht, die allen Menschen gemeinsam sei. Sie stellt die Grundeinstellung des Obersten dar und ist nicht einfach eine besondere, an die beschränkte Bildung seiner untergebenen Bauern angepasste Methode: auch im Umgang mit den ihm anvertrauten jungen Edelleuten richtet er sich nämlich stets nach der Überzeugung, „dass das Beispiel mehr würkt als weitläufige Gespräche“ (STH 49). Das Prinzip dieser 'tätigen Tugend' wird später von der Tochter aufgenommen, die es zum eigentlichen Sinn ihres Lebens erhebt und „ihre Tugenden und ihre Glückseligkeit in lauter Handlungen zum Besten des Nebenmenschen“ setzt (STH 175).

Als Versuch, das eigene ethische Konzept in praktisches Handeln umzusetzen, entspricht folglich die Sternheim'sche Tugend völlig der aufklärerischen Grundeinstellung zum theoretischen Gedanken, der sich nicht in fruchtlose Spekulation erschöpfen soll, sondern seine letzte Begründung in dessen Rolle als produktive Kraft zur Lebensgestaltung findet. Dabei ist Sophies Aktivität immer auch als Hilfe zur Selbsthilfe konzipiert: sie begnügt sich nämlich nicht, die Bedürftigen durch Almosen zu unterstützen, sondern ist von der Notwendigkeit überzeugt, sie auch über ihre Fehler aufklären zu müssen, damit diese nicht wieder in eine solche Notlage gerieten<sup>25</sup>. Wie ihr Vater glaubt die Sternheim an die potentielle Tugendhaftigkeit der Menschen, unter der Bedingung, dass die jeweils geeignete Zugangsweise zu ihnen gewählt werde:

Oh, dachte ich, wenn man bei Beweggründen zum Guten allezeit in die Umstände und Neigungen der Leute anginge, und der uns allen gegebenen Eigenliebe nicht schnurstracks Gewalt antun wollte, sondern sie mit eben der Klugheit zum Hilfsmittel verwände, wodurch der schmeichelnde Verführer sie zu seinem Endzweck zu lenken weiß: so würde die Moral schon längst die Grenzen ihres Reichs und die Zahl ihrer Ergebenen vergrößert haben.

(STH 251)

Dementsprechend nützt Sophie in ihrem Plan zur Unterstützung der Familie G. und der Jungfer Lehne deren Geltungsbedürfnis aus. Aus demselben Grund rät sie Madam C-, die Freundinnen ihrer jungen Tochter über physikalische Beobachtungen zu moralischen Überlegungen zu führen, und nicht durch direkten Unterricht, denn fünfzehnjährige Mädchen die es bis dahin nicht genossen haben „gewöhnen sich nicht gerne mehr daran“ (STH 269). In den landwirtschaftlichen Versuchen von Lord Rich erkennt die Protagonistin, welche nicht zufällig hinsichtlich der von ihr unterstützten Ratsfamilie von einem „Stück urbaren Erdreichs“ spricht und ihre Hilfsaktivität für die Familie G. als „Aussat“ bezeichnet (STH 114; 249), folgerichtig

---

<sup>25</sup> Der freilich etwas limitierte, aber aufklärerisch-optimistische Grundgedanke ist natürlich, dass das Elend immer selbstverschuldet ist – so ist die Familie G. „aus eigener Schuld elend geworden“ (STH 246).

eine Parallele zu ihrer übenden Tugend (vgl. STH 284). Der Glaube an die Anerziehbarkeit ethischer Werte, den der Oberst und seine Frau ihrer Tochter übertragen, ist deutlicher Ausdruck einer grundlegend optimistischen Einstellung. Nicht nur gegenüber der menschlichen Gesellschaft, deren Schwächen, wie wir gesehen haben, nicht verschwiegen werden, sondern besonders gegenüber den persönlichen Fähigkeiten, die eigene Moral gerade in einer alles andere als vollkommen empfundenen Welt gegen antagonistische Werte durchzusetzen und zu verbreiten. So führt Sophie bei dem Versuch, ihr negatives Urteil über die Höflinge zu mildern, die Vermittlung falscher Werte und deren Befestigung durch den negativen Einfluss des Umfeldes als Argument an:

[...] Eine Erziehung, welche falsche Ideen gibt, das Beispiel, so sie ernährt, die Verbundenheit wie andere zu leben, haben diese Personen von ihrem eignen Charakter und von der natürlichen sittlichen Bestimmung, wozu wir da sind, abgeführt [...].

(STH 67)

Aus demselben Grunde befürchtet Sophie, auch sie könne sich durch ihren Aufenthalt am Hofe vom tugendhaften Vorbild ihrer Mutter entfernen (STH 63), nicht ahnend, dass die Löbaus gerade ihre Umerziehung nach deren falschen Werten planen. Während sich somit die Arkadier des *Reizenstein* auf folgenlose Gesten beschränken und sich in Wirklichkeit vor einer als unweigerlich verdorbenen Gesellschaft flüchten, um ihre vermeintliche Tugendhaftigkeit von dieser nicht korrumpieren zu lassen, nimmt die Protagonistin die Risiken eines Prozesses in Kauf, dessen offener Ausgang ihr bewusst ist.

Die Fähigkeit, ihre Moral indirekt, auch unter Zuhilfenahme von moralisch im besten Falle neutralen Charaktereigenschaften wie Eigenliebe und Geltungsbedürfnis zu behaupten, verdankt Sophie nicht zuletzt der Mutter, welche den Beifall der kleinen Gesellschaft im Haus Sternheim gezielt zur Anerkennung jener Neigungen ihrer Tochter lenkte, die sie fördern wollte, wie die Protagonistin ihrer Freundin Emilia erzählt:

[...] wenn mir [...] eine feine und schickliche Anmerkung oder ein Gedanke beigefallen, worüber oft die ganze Gesellschaft in Bewunderung und Lob ausgebrochen, [habe] sie nur einen Augenblick gelächelt, und sofort die Achtung, welche mir ihre Freunde zeigen wollten, auf die Seite des tätigen Lebens zu lenken gesucht, indem sie entweder etwas von meinem Fleiß in Erlernung einer Sprache, [...] oder von einer erbetenen Belohnung oder Wohltat für jemand redete, und mir also dadurch zu erkennen gab, daß *gute Handlungen* viel rühmwürdiger sein als die *feinsten Gedanken*.

(STH 107; Hervorh. im Orig.)

Es verwundert somit nicht, dass einer der Hauptgründe für Sophies unglückliches Gefühl am Hofe gerade ihre erzwungene soziale Inaktivität ist, welche sie an der Befolgung des Sternheim'schen Grundsatzes der „Wohltätigkeit unsers Beispiels“ (STH 54) hindert (vgl. STH 95-96). Einen Ausweg aus dieser Lage bietet sich endlich durch die Bekanntschaft mit der verarmten Familie des Rats T\*: sollte es ihr nämlich gelingen, ihren Hilfsplan umzusetzen, so verspricht die Titelheldin, die Zeit ihres Aufenthaltes am Hof „nicht mehr für verloren“ zu betrachten (STH 118). Die Ratsfamilie-Episode stellt für die Protagonistin eine Zäsur dar, denn sie markiert den Übergang von der traditionellen Hilfe durch Almosen – die sie z.B. noch den „armen Weibern“ erteilt (STH 84), die sie auf dem Weg zum Damenstift zu G. in Begleitung ihrer Tante trifft – zur 'tätigen' Hilfe durch ihren persönlichen Einsatz. Fräulein von Sternheim ist nämlich überzeugt, dass die anfängliche materielle Unterstützung der Ratsfamilie durch

Geld, Kleidung [...] und anderer nötiger Haushalt [...] nicht hinreichen wird, wenn das Übel nicht in der Wurzel gehoben, und ihre Denkensart von den falschen Begriffen von Ehre und Glück geheilt wird.

(STH 155)

Endlich bietet sich der Protagonistin die Möglichkeit, jenen bislang nur Theorie gebliebenen Teil ihrer Erziehung, den sie im idealen Gut Sternheim nicht anwenden konnte, zu erproben. Beim Verfassen ihres Hilfsplans stützt sich somit Sophie

explizit auf „Papiere [ihrer] Erziehung“, die sie dem konkreten Fall „anzupassen suchte“ (STH 155).

Nach der tragischen Erfahrung mit Derby wird sich Sophie alias Madam Leidens gerade durch ihre übende Tugend aus der Verzweiflung retten. Nachdem ihr tugendhafter Ruf von den Begebnissen am Hofe in Frage gestellt wurde, muss sie aber zunächst ihr angeschlagenes Selbstwertgefühl wiederherstellen (vgl. STH 238). Dies geschieht während eines Aufenthaltes der Protagonistin bei ihrer Jugendfreundin Emilia, welche selbst die Sternheim'sche Moral teilt und somit zusammen mit ihrem Ehemann, einem Pfarrer, als glaubwürdige Instanz für die Bestätigung ihrer Tugend dient:

[...] ich sah, daß sie mich unschuldig glaubten, und mein Herz bedauerten; ich konnte sie als Zeugen meiner Unschuld und Tugend ansehen. Oh, wie erquickend war dieser Gedanke für meine gekränkte Seele!

(STH 235)

Erst jetzt ist Sophie, die „an dem edeln Stolz eines fehlerfreien Lebens keinen Anspruch mehr“ zu haben glaubte (STH 240), wieder zuversichtlich über ihre Fähigkeit zu helfen. Um nicht die „Gelegenheit zu versäume[n], viel Gutes zu tun“, folgt sie somit der Aufforderung ihrer Freunde, aus der Isolation ihres Hauses herauszukommen, trotz der Befürchtung, „zuviel bekannt zu werden“ (STH 234). Die neue Identität, die Sophie inzwischen aufgenommen hat, spielt in dieser Hinsicht keine nebensächliche Rolle. Ihr Pseudonym 'Madam Leidens' bezieht sich zwar, wie Emilia berichtet, auf ihr trauriges Schicksal, dieses hat aber gerade die Funktion, ihren Fehler mit Derby vor der Außenwelt zu verbergen und nicht in Konflikt mit dem Allgemeinen zu treten: die Protagonistin muss sich „in den Schleier der Verborgenheit hüllen“ (STH 240), um wieder Anspruch auf einen Platz in der Gesellschaft zu erheben. Aus demselben Grund gibt sie sich als eine „Offizierswitwe“ aus und erinnert somit an Wilhelmine, die sich im *Reizenstein* als Schwägerin von Schröder ausgibt (vgl. S. 48 dieser Arbeit) – mit folgendem grundlegenden Unterschied allerdings: im Falle der Sternheim stellt der Wunsch, sich

keine moralischen Vorwürfe von Seiten der Gesellschaft zuzuziehen, keinen Selbstzweck dar, sondern ist funktional zu ihrer Absicht, in dieser sozial aktiv zu sein und ihre Tugend zu praktizieren – eine Rolle, in der sie schwerlich ohne den Ruf einer moralisch untadeligen Frau auftreten könnte. Hinsichtlich Sophies Einstellung zum Allgemeinen stellen wir somit im Vergleich zur Periode ihres Aufenthaltes am Hof eine Entwicklung fest, denn die wenigen halbherzigen Versuche, einen *Modus Vivendi* mit der Gesellschaft zu finden, unternimmt sie dort aus Rücksicht zu ihrer Tante, und nicht so sehr um sich darin zu integrieren. Nachdem die Titelheldin auf eigene Kosten die Nutzlosigkeit einer starren Opposition zum Allgemeinen erfahren hat, markiert so ihre neue Identität zugleich den Beginn einer neuen Phase, in der das Subjekt seine Ideale in harmonischer Zusammenarbeit mit der Gesellschaft zu behaupten sucht. Im Gegensatz zu den Hauptgestalten des *Reizensteins* vermag es somit Sophie die Selbsttäuschung zu überwinden, eine gesellschaftliche Außenseiterrolle sei der Preis für die eigene Tugendhaftigkeit, die es vor der verdorbenen Menschheit zu hüten gelte. Sie wiegt sich nicht in einer vermeintlichen moralischen Überlegenheit, um ihre Isolation zu begründen und zu kompensieren, sondern erkennt, dass – so, wie die Tugend überhaupt – ihre Ideale nur in Relation zur Gesellschaft eine Bedeutung haben. Auf diese Weise erlangt die soziale Aktivität Madam Leidens eine neue Tragweite, die erstmals mit jener ihres Vaters vergleichbar ist: die Parallele zwischen dem Plan zur Stiftung eines Gesindhauses, den sie dank Madam Hills entwerfen darf, und dem in der Vorgeschichte beschriebenen vorbildlich strukturierten Armenhaus von Gut Sternheim ist unübersehbar (vgl. STH 46-47; 238). Die Protagonistin verbreitet tatsächlich ihre Ideale auf eine ähnliche Weise wie ihr Vater, natürlich im Rahmen der Möglichkeiten, die ihr die geringeren finanziellen Mitteln und eine von Männern dominierte Gesellschaft erlauben. Auch sie behauptet sich aber auf Grund ihres Primates in der Anwendung eines Werteschemas, das in der Gesellschaft zu einem Leitmodell geworden ist, das auch reiche Adligen als verbindlich fühlen, ohne es aber noch wirklich zu meistern. So wird Sophie von M.me Hills und später Lady Summers aufgenommen und erweist sich bald für diese unersetzlich gerade als Trägerin bürgerlicher Werte. Die

Sternheim selbst bemerkt mit unleugbarem Stolz, dass reiche Wohltäterinnen auf ihre übende Tugend angewiesen sind, die ihnen „Gelegenheit gibt, ihre Glücksgüter wohl anzuwenden“ (STH 249).

Wenn auch die Anwendung Sternheim'scher Grundsätze stets gegenüber Menschen erfolgt, die sich in in einer wirtschaftlichen Notlage befinden: die übende Tugend erschöpft sich nicht in einen Almosen. Diese besteht vielmehr in Sophies Fähigkeit, sich mit dem Anderen in Verbindung zu setzen: auf diese Weise kann die allgemeine Hilfsbereitschaft ihrer begüterten Bekannten der jeweiligen Situation des Hilfebedürftigen angepasst und in konkrete Hilfe umgesetzt werden. So gibt Sophie nur sehr ungern – aus der „Pflicht der Menschenliebe“, wie sie sagt (STH 160) – der Bitte des in Ungnade gefallenen Rats T\* nach, ihm durch ihren Onkel wieder ein Amt wieder zu verschaffen. Dass schließlich die Titelheldin selbst Fürbitte beim Fürsten einlegen und seine Annäherungsversuche erdulden muss, ist nicht der einzige Grund, weshalb sie später ihren Schritt bereut: indem sie zugestanden hat, die Ratsfamilie aus ihrer selbstverschuldeten Notlage durch die bequeme Lösung eines externen Eingriffs zu befreien, hat sie nämlich „einen Teil [ihrer] Denkungsart aufgeopfert“ (STH 156). Sophies Hauptziel ist dagegen, dass der Hilfsbedürftige seinen Irrtum einsehe, um aus eigener Kraft aus seinem Elend zu kommen: folglich fordert sie in ihrem Brief Frau T\* auf, sich zu „bemühen [...], Ihren künftigen Wohlstand für Sie und ihre Kinder *dauerhaft* zu machen“ (STH 162, Hervorh. im Orig.). Zusammenfassend können wir sagen, dass sich die übende Tugend in doppelter Hinsicht als Mittel zur Selbstbehauptung erweist: zum einen der Protagonistin, zum anderen ihrer Betreuten, die ihren eigenen Beitrag leisten sollen, um selbständig von Almosen und von der im *Reizenstein* so unerlässlichen Vorsicht zu werden.

Die These, das Verhältnis des Einzelnen zur Gesellschaft sei nicht einbahnig, sondern diese könne ihrerseits vom Subjekt beeinflusst werden, findet sich auch im *Reizenstein* wieder. Wie wir bereits gesehen haben, entsteht die Idee des arkadischen

Festes zu Mainbernheim gerade aus dem Wunsch der Hauptgestalten, einen kleinen persönlichen Beitrag zur Veränderung der moralischen Verfassung der Gesellschaft zu leisten. Dies sei notwendig,

[...] Weil diejenigen, die an den Rudern des Staats sitzen, vor lauter Gleichgewicht Europa's, vor lauter Finanzrechnungen, [...] nicht Zeit haben, auf die moralische Verfassung des Landes ein Auge zu richten, statt immer neuer, gröstenheil nur Specialitäten betreffender, Geseze und Verordnungen, bessere Sitten einzuführen, und Institute zur Vervollkommung der Menschheit zu errichten, so müssen nur Privatleute es thun, und unter sich, so weit ihr Wirkungskreis geht, dasjenige Mode zu machen suchen, was sie allgemein eingeführt zu sehen wünschen.

(RZ 33. Bf., S. 97)

Aus den Worten des Barons zeichnet sich das Bild von selbstbewussten, sozial engagierten Arkadiern, die sogar bereit sind, einen Teil jener Verantwortung, die ihrer Ansicht nach der herrschenden Klasse zukäme, selbst auf sich zu nehmen. Doch eben diese Verantwortung erfährt auch zugleich eine Relativierung – und zwar nicht nur, wie selbstverständlich, auf Grund des beschränkten Wirkungskreises dieses Unternehmens, der ja von der geringen Größe der arkadischen Gemeinschaft bedingt ist. Nachdem nämlich der Baron seinen Entschluss verkündet hat, die arkadische Denkensart als Mode zu verbreiten, stellt er die Aussichten auf Erfolg eines solchen Unterfangens sofort wieder in Frage. Im Gegensatz zu einem neuen Accessoire, das in wenigen Monaten in ganz Europa Mode wird, gehe nämlich

[...] die Verbreitung einer besseren Denkungsart, hellerer Einsichten, zweckmäßigerer Einrichtungen [...] einen fast unbegreiflich langsamen Schneckengang. Eine neue Erfindung kriecht kaum in Jahr und Tag in einer Provinz herum.

(RZ 33. Bf. S. 97-98)

Auf diese Weise entledigen sich die Arkadier wieder eines Großteils jener Verantwortung, die sie einige Absätze früher großmütig auf sich genommen hatten: die Tragweite ihres sozialen Engagements kommt nicht über die private Sphäre

hinaus. Tatsächlich dokumentiert ein Vergleich zwischen Brief 33. und Brief 32. (vgl. Zitat auf S. 9 dieser Arbeit), in dem Reizenstein zum ersten Male über die Entstehung des arkadischen Festes berichtet, eine Involution der ursprünglichen Idee, sich für die Besserung der Gesellschaft einzusetzen. Während nämlich im vorherigen Brief wenigstens zwei von drei Eigenschaften arkadischen Lebens als philanthropische bezeichnet werden können („Wohlwollen gegen alle Geschöpfe“ ist noch etwas vage, „liebreiche[...] Hülfe“ den Bedürftigen ist allerdings deutlicher), besteht dieses nun laut Baron Roth darin, „mit dem eigenen Zustand vergnügt[...]“ zu sein (RZ 33. Bf., S. 97). Sich mit den eigenen Verhältnissen zufrieden zu geben stellt zwar ein Objektiv auch im *Sternheim-Roman* dar, und wir haben bereits festgestellt, dass es sich um eine konservative Forderung zur Beibehaltung des gesellschaftlichen *Status quo* handelt – im Falle der Hauptgestalten des *Reizensteins* ist aber dieser Wunsch offensichtlich primär selbstbezogen.

Der Gedanke, dass die eigenen Handlungen als positives Beispiel die Gesellschaft beeinflussen könnten, der zugleich Anlass und Hauptthema des arkadischen Festes zu Mainbernheim war, wird später von Wilhelmine wiederaufgenommen. Während eines gemeinsamen Spazierganges mit Charlotte stellt sie sich nämlich die Wirkung vor, welche ein Gedenkstein jenes Schäferfestes auf künftige Besucher des Schröder'schen Gartens ausüben könnte, das auf diese Weise als Modell für die Nachfahren weiterleben würde:

[...]. Zu wie vielen neuen Thaten würde eine solche Geburtsstätte grosser Gedanken den, der ihrer fähig ist, erwecken! [...] Käme noch nach hundert Jahren eine Gesellschaft in unsern Garten zu Mainbernheim, und fände da ein Denkmal unsers Schäferfestes, würde sie sich nicht erweckt fühlen, auch eines zur feyern? O dieser Gedanke hat etwas zureichendes für mich, dass man auf diese Art ein fröhlicheres Herz auf die späte Nachkommenschaft fortpflanzen könnte; und daß jede Lust ein Same wäre, der nach Jahrhunderten in neuen Freuden aufkeimte.

(RZ 88. Bf., S. 216)

Auch in diesem Falle wird aber die Anregung, auf edle und schöne Handlungen aufmerksam zu machen, um deren Nachahmung zu fördern, verworfen. Beim

arkadischen Fest ist es Müller, der gegen Roths Vorschlag den doppelten Einwand macht, zum einen stelle Tugend selbst schon ihr größter Lohn dar, zum anderen brauchten jene, die „ohnehin schon Neigung und Fähigkeiten haben“, keine zusätzlichen Anspornungen zur Tugend (RZ 33. Bf., S. 103). Hier wird dagegen der Impuls zur Befolgung des ursprünglichen Programms des arkadischen Festes durch Charlotte vereitelt, welche Wilhelminens Argumentation umwendet – was wäre nämlich,

„[...] Wenn Denkmäler der Bosheit errichtet würden – hier hat ein Falscher seinen Freund verrathen, dort ein Treuloser sein Mädchen getäuscht, dort jener einen Meineid geschworen, hier dieser den Entschluß gefaßt, Vaterland oder Religion zu verkaufen, hier ein anderer den Entwurf, eine Familie ins Unglück zu stürzen –“

(RZ 88. Bf., S. 216)

Wieso sollte man sich versteifen, unbedingt gute Beispiele hervorbringen zu wollen, wenn in der Welt die Anzahl der niederträchtigen Taten wenigstens gleich groß ist? Die Logik dieser Beweisführung mag nicht ganz stringent sein, doch dies ist nebensächlich, denn Charlottes Absicht ist hier in erster Linie ihre Untätigkeit zu begründen. War es nach Müllers Ansicht zwecklos, die arkadische Moral zu verbreiten, weil die Tugendhaften es schon aus eigenem Antrieb sind und sich die Lasterhaften sowieso nicht ändern würden, wäre nun laut Charlotte ein solches Unterfangen auf Grund der Überzahl negativer Gegenbeispiele von vornherein zum Scheitern verurteilt, und somit nicht der Mühe wert. Obwohl sich hier Wilhelmine zumindest theoretisch von der pessimistischen Grundeinstellung von Charlotte zu unterscheiden scheint, ist ihre Sicht nicht minder subjektiv. Ihre Idee erweist sich nämlich als eine Schwärmerei, welche – auf spiegelbildliche Weise zwar – der selben Absicht dient, einen Vorwand für die arkadische Isolation zu liefern. Folglich unterbricht sie ihre Freundin, welche dabei ist, ihr das Bild einer düsteren Welt zu zeichnen:

Stille, stille, fiel sie mir ein. Erinnern Sie mich nicht daran, daß die Welt auch eine

andere Seite hat; ich täusche mich so gerne, daß sie nur Eine hat, und Sie müssen nicht so grausam seyn, Lotte, mich aus dieser Täuschung zu reissen.

(RZ 88. Bf., S. 216)

Während sich die Bürgerliche für ihre Untätigkeit gegenüber dem allgemeinen Sittenverfall nicht schuldig fühlt, weil ein Entgegensteuern nutzlos wäre, erzielt Wilhelmine ein ähnliches Resultat, indem sie vorgibt, in einer heilen Welt zu leben. Dass dies nicht der Wirklichkeit entspricht, stellt einen unwesentlichen Umstand dar, wie schon Reizenstein zeigt, der von seinem Erlangener Zimmer aus selig zu Luftschlössern emporsteigt: was zählt, ist sich „wohl dabey“ zu befinden (vgl. S. 10 dieser Arbeit). Neben diesen Arkadierinnen, die unter „liebreicher Hülfe“ höchstens die Niederlegung von Gedenksteinen zu Ehren ihrer Lustbarkeiten für die Nachfahren verstehen, gibt es auch jemanden, der sein „herzliche[s] Wohlwollen“ gegen die Mitmenschen jetzt und auf konkretere Weise ausdrücken möchte (RZ 33. Bf., S. 95). Es handelt sich um Amalia, die kleine Schwester von Wilhelmine, welche in die arkadische Lebensweise noch nicht eingeweiht wurde, dafür aber die kleinen Summen, die sie als Belohnung für ihre Mitarbeit bei der Hauswirtschaft bekommt, einigen bedürftigen Familien aus der Umgebung ohne viel Aufsehen erregen zu wollen heimlich spendet. Als sie schließlich von Charlotte überrascht entdeckt wird, bittet sie aus Bescheidenheit „himmelhoch, die Entdeckung geheim zu halten“ (RZ 88. Bf., S. 223). Eine Anforderung, der die Arkadierin willig nachzukommen bereit ist – während die Mutter der Sternheim gerade auf „Bewunderung und Lob“ von Seiten der Hausfreunden rechnete (STH 107, zitiert auf S. 69-70 dieser Arbeit), um die guten Neigungen ihrer Tochter anzuregen, könnte nämlich laut Charlotte:

[...] durch das allgemeine Lob [...] ihre schöne Seele verdorben werden. – Ach! man sollte gute Handlungen nicht so erheben, und ausposaunen. Viele würden alsdann mehr, um ihrer oder der guten That selbst willen, rechtschaffen und brav handeln.

(RZ 88. Bf., S. 223)

Einmal mehr schimmert durch die oberflächliche Sehnsucht nach sozialem

Engagement der private Charakter arkadischer Moralvorstellungen durch: wer die entsprechende Neigung hat, wird von sich aus tugendhaft sein – die Anderen sind auf jeden Fall verloren.

In den wenigen Fällen, wo die Arkadier tatsächlich konkrete Schritte zur vermeintlichen Besserung der Menschheit unternehmen, tritt der Unterschied zwischen ihrer Handlungsweise und der übenden Tugend des *Sternheim-Romans* am deutlichsten hervor. So beweist die Episode der Schenke, wo der Titelheld, völlig entrüstet über das lasterhafte Benehmen des Wirtes „auf der Stelle die Pferde aus dem Stalle ziehen lässt“ und sich „lieber in dem ärgsten Sturm“ begibt, „als [...] einen Augenblick länger mit einem solchen Ungeheuer unter Einem Dache“ zu bleiben (RZ 34. Bf., S. 117), einzig dessen Unfähigkeit beziehungsweise Unbereitschaft, mit dem Anderen in Kontakt zu treten und Zugang zu dessen Vernunft zu finden, was dagegen die Sternheim tut, die sich der jeweiligen Charaktereigenschaft ihres hilfsbedürftigen Mitmenschen anpasst. Freilich wird Reizenstein bald von tiefer Reue eingeholt, Fränzchen im Stich gelassen zu haben:

[...] Könnte ich nur den armen Jungen retten! Was muß der bey einem solchen Vater werden? Das Bild dieses Kindes verfolgt mich, wie wenn ichs ermordet hätte. [...] – Was mir einfällt! Bitten Sie Ihren Baron, der nimmt ihn gewiß. Das Kind ist ungefähr zehn Jahre alt, und kann vielleicht in der Küche gebraucht werden.

(RZ 34. Bf., S. 117)

Um seinen Nächsten glücklich werden zu lassen, kennt Reizenstein nur eine Vorgangsweise: er schränkt dessen Handlungsfreiheit ein – in der Schlussutopie wird es die ganze amerikanische Bevölkerung treffen, hier ist es noch ein Junge. Doch nicht nur unterscheidet sich Reizensteins Methode beträchtlich von jener der Sternheim, sondern er wälzt die Last der scheinbaren Rettung von Fränzchen auf den Baron: durch dessen Autorität (das Dorf des Wirtes gehört Roths Freund Baron Seckendorf) will er den Jungen „aus den Klauen des Vaters reißen“ (RZ 34. Bf., S. 117). Nach diesen Prämissen wäre es nicht verwunderlich, wenn das von Reizenstein eingeleitete Unternehmen zur Rettung Fränzchens scheitern würde – was auch

tatsächlich geschieht. Schon die Tatsache, dass der Junge – infolge eines Jagdunfalls zwar – seinen Wohltäter ermordet, stellt zumindest einen merkwürdigen Zufall dar. Den unwiderlegbaren Nachweis für das Versagen arkadischer Erziehung liefert uns aber der Roman nach dem Tode des Barons: Fränzchen, der aus den Klauen seines gottlosen Vaters gerettet wurde, um Müllers gelehrte Unterweisungen genießen zu dürfen, wird sich nämlich nach seinem Fortgang aus Speckfeld als unfähig erweisen, selbstständig in der Welt zu leben. Nach der falschen Meldung seines Selbstmordes wird er schließlich in Amerika erscheinen, um sich in Barbingtonhouse endgültig von einer Gesellschaft zu verabschieden, in der er keinen Platz mehr finden kann. Dabei zeigt die Aufforderung des sterbenden Barons an den im Schloss nunmehr unerwünschten Jungen, „ein Handwerk [...] zu erlernen“ (RZ 108. Bf., S. 260), dass auch er die arkadische Moral für eine Existenz im bürgerlichen Sturm für unzulänglich hält. Der so ersehnte patriarchalische Mikrokosmos um Baron Roth, der auf einer vorkapitalistischen ökonomischen Struktur gründet, erweist sich somit auch in wirtschaftlicher Hinsicht als abgekoppelt vom übrigen sozialen Kontext. Für den Großgrundbesitzer Roth und seine bürgerlich-intellektuelle Entourage ist es nicht notwendig, ein Handwerk zu erlernen, denn in Speckfeld gibt es Diener und Leibeigene – daraus ergeben sich die Probleme für den versittlichten Wirtsohn, als er sich plötzlich der wirklichen Welt stellen muss.

Von Schuldgefühlen übermannt, wird aber Fränzchen die zweihundert Gulden, die für seine Lehre vorgesehen waren, wegwerfen – und zwar durch das Fenster einer armen Frau, die aus Angst, es könnte unlauteren Ursprungs sein, den Geldbeutel zum Schloss bringt. Nun nimmt Baron Roths Plan eine paradoxe Wende, denn die Arkadier loben die Vorsicht für einen solchen Einfall und fordern die Frau auf, den Betrag zu behalten. Nicht nur wird das Gold nicht dazu dienen, Fränzchen zu einer aktiven Rolle in der Welt zu verhelfen, sondern dieses wird geradezu zu einer Sanktionierung resignierter Passivität umgedeutet:

Heute frühe schon hätte ich die Frau umarmen mögen, als sie uns sagte: sie habe niemand, als Gott! – Trau nur ihm noch ferner, gute Seele! er wird gewiß dirs wohl gehen lassen.

[...]

Gewiß wird auch unsere Louise eine herzliche Freude über diese Geschichte haben. Die Freude der Frau selbst ist unbeschreiblich; sie ist immer noch beym Fräulein, der sie noch mehrere Proben von Gottes Fürsorge für sie aus eigener Erfahrung erzählt.

(RZ 108. Bf., S. 261-262)

Der Gegensatz zwischen der arkadischen Einstellung, wie sie hier aus Charlottes Brief an die Mutter hervorgeht, und der Botschaft des Fräuleins von Sternheim ist unübersehbar, denn Moral und Religion werden auch im *Sternheim-Roman* gewiss nicht vernachlässigt, doch diese entbehren nie eines praktischen Aspektes. Während Madam Leidens stets die Empfänger ihrer Wohltaten auch lehrt, selbstständig aus ihrer Notlage herauszukommen, werden im *Reizenstein* keine entsprechenden Versuche unternommen: hier sollen sich Hilfsbedürftige auf Gottes Fürsorge verlassen und mit ihrem Schicksal abfinden. Doch eigentlich ist es gut so, denn wenn einmal die Arkadier ausnahmsweise ihre ebenso anhaltenden wie vagen philanthropischen Absichten zur Besserung der Menschheit zu realisieren versuchen, bringen sie einen Versager hervor. So ist es kein Zufall, dass Reizenstein in seinem Entwurf nicht nur alle Verführungen der Tugend, sondern auch jede Möglichkeit aus dem Weg schaffen wird, diese zu verbreiten und auszuüben: seine künftigen Arkadier werden vollkommen tugendhaft und keine materiellen Probleme haben. Sowohl die magische Beseitigung aller Laster in der Schlussutopie als auch die arkadische Tendenz, ihre Grundsätze – wenn überhaupt – despotisch zu behaupten, verraten ein tiefes Misstrauen gegenüber dem Menschen und seiner Vernunft.

Eine solche pessimistische Einschätzung des Menschen bildet auch die Grundlage von Müllers bizarre Abhandlung über das natürlich erreichbare Alter des Menschen. Ausgehend von naturwissenschaftlichen Beobachtungen ist nämlich der Sanitätsrat von Barbingtonhouse zur Überzeugung gelangt, dass die scheinbar maßlos übertriebenen Altersangaben der Patriarchen aus dem Alten Testament – in unsere Zeitrechnung umgerechnet – ganz plausibel sind. Was den Menschen seit einigen Jahrtausenden ganz offensichtlich hindert, sich an das „angenommene Lebensziel“ von bis zu „hundert und achtzig Jahren“ zu halten, hat Müller ebenfalls mit

wissenschaftlicher Genauigkeit ausgemacht: es war die „Sammlung der Menschen in Gesellschaften“, infolge dessen „tausend neue Uebel“ hervorkeimten. Zwar kann der Doktor der Medizin nicht umhin, zuzugeben, dass das Leben in sozialen Strukturen auch positive Auswirkungen hat, denn dieses

[...] schlug [...] Witz und Erfindungskraft aus dem rohen Menschen heraus, wie Feuer aus Kieselsteinen; aber zu gleicher Zeit empörten sich auch tausend Leidenschaften in den Herzen der Menschen, die vielleicht ohne die engeren Verbindungen geruhet hätten, oder wenigstens nicht so fürchterlich ausgebrochen wären. Nun rafften Geiz und Ehrsucht, schwärmerische Liebe und Neid ihre Sklaven frühzeitig hinweg.

(RZ 155. Bf., S. 343)

Es ist nicht schwer in Müllers Diskurs eine rückschrittliche, gar nicht aufgeklärte Gesinnung auszumachen, die sich außerdem schwerlich mit seinen wissenschaftlichen Ansprüchen verträgt. Diese ist so tief verwurzelt, dass sie gerade dort, wo der Arkadier seine Kritik etwas mäßigen möchte, am meisten hervortritt: die Entstehung der Gesellschaft, welche „Witz und Erfindungskraft“ aus dem Menschen „wie Feuer aus Kieselsteinen“ entfacht, entspricht offensichtlich in Müllers Unterbewusstsein einem prometheischen Akt, mit der damit verbundenen Idee der verbotenen Erkenntnis und der Erwartung des verheerenden Unheils, welches denjenigen treffen wird, der dieses Verbot ignoriert. Die Bestrafung erfolgt in diesem Fall durch die „tausend Leidenschaften“, die im gemeinschaftlichen Umgang der Menschen – um die Sternheim zu paraphrasieren – fruchtbaren Boden finden. Diese wären ohne direkten Kontakt mit dem Nächsten eingeschlummert geblieben, aber nicht mehr, denn jeder Mensch trägt sie bereits mit sich, *in nuce*: seltsam genug, das Bild einer zum Laster prädestinierten Menschheit, welches aus den Worten des aufgeklärten Sanitätsrats erwächst, erinnert an die Erbsünde.

Während der *Sternheim-Roman* die Auffassung eines moralisch 'neutralen' Menschen vertritt, deren Entwicklung nach Tugend oder Amoralität offen ist und durch Erziehung bzw. externe Einflüsse in beide Richtungen beeinflusst werden kann, erscheint dieser hier als potentiell verdorben und soll praktisch durch soziale

Isolation vor sich selbst gerettet werden. Es ist auf der Basis dieser zutiefst pessimistischen Sicht, dass sich die Hauptgestalten des *Reizenstein* in nach und nach abgeschiedenere Arkadien flüchten und in den letzten Seiten schließlich eine von der restlichen Welt durch unpassierbare Barrieren getrennte akephale Nation ersinnen, welche aus einer Myriade von einander gleichenden autonomen Siedlungen besteht. In kleinen Gruppen zerstreut, könnte der Mensch zu seinem ursprünglichen Zustand zurückkehren und damit auch zu seiner „bestimmten Stufe der Lebenszeit“. Den Weg dahin gibt Müller „mit philosophischer Kälte“ an:

[...] Lebt der Natur gemäß! Erzieht die Kinder hart und rau, gebt ihnen einfache Kost, genießt selbst keine andere, eßt nie zu viel, und nichts anders, als was euer Land hervorbringt, Milch und Früchte unsers Klima's, eßt zu rechter Zeit, arbeitets wieder aus, und schlaft zu rechter Zeit!

(RZ 155. Bf., S. 344)

Müller erkennt offensichtlich nicht, dass der zivilisierte Mensch seinen Abstand von der Natur gerade auf Grund seiner Kultur wahrnimmt. Es ist kraft seiner Nicht-Identität mit der Natur, dass das über eine unbestimmte Menschheit erhobene Individuum im Stande ist, die Welt – die ihm als das Andere erscheint – zu sehen und im wahrsten Sinne des Wortes zu *erfassen*. Indem nämlich Müller durch wissenschaftliche Analyse der Natur ihre Geheimnisse zu entlocken sucht, erweist er sich als Resultat und typischer Repräsentant jener Gesellschaft, die er so sehr verachtet: je mehr er über den natürlichen Zustand der Menschheit grübelt, desto weiter entfernt er sich davon. Wer im *Reizenstein* wirklich „der Natur gemäß“ lebt, das sind Jakob und Marie, welche zur Belustigung der pretiösen Mächtgern-Schäfer auf der Reise nach Amerika „nicht begreifen“ können, „daß die Welt rund ist“ (RZ 136. Bf., S. 302), und beim Anblick der Weite des Meeres in jenes Erstaunen geraten, das einst die Menschheit vor den Erscheinungen einer noch geheimnisvollen Natur fühlte, deren Teil sie noch war.

## **LITERATUR**

### **PRIMÄRLITERATUR:**

La Roche, Sophie von: Geschichte des Fräuleins von Sternheim. – Stuttgart: Reclam, 1997. (UB 7934)

Seybold, David Christoph: Reizenstein. Die Geschichte eines deutschen Officiers. (1778). Herausgegeben, kommentiert und mit einem Nachwort versehen v. Wynfrid Kriegleder. – Wien: Edition Praesens, 2003. (Sealsfield Bibliothek, Bd. 2)

### **SEKUNDÄRLITERATUR**

Biesterfeld, Wolfgang: Die literarische Utopie. – Stuttgart: Metzler, 1974. (SM 127)

Brenner, Peter J.: Die Krise der Selbstbehauptung. Subjekt und Wirklichkeit im Roman der Aufklärung. – Tübingen: Niemeyer, 1981. (Studien z.dt. Lit. 69)

Brüggemann, Fritz: Einführung. In: Sophie v. La Roche: Geschichte des Fräuleins von Sternheim. Hrsg. von Fritz Brüggemann. – Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 1964. (Dt. Lit. in Entwicklungsreihen. Reihe Aufklärung 14)

Cassirer, Ernst: Die Philosophie der Aufklärung. – Hamburg: Meiner, 1998. (Philosophische Bibliothek 513)

Freyer, Hans: Die politische Insel. Eine Geschichte der Utopien von Platon bis zur Gegenwart. Hrsg. von Elfriede Üner. 2., unver. Aufl. – Wien, Leipzig: Karolinger, 2000.

Hirschman, Albert O.: Engagement und Enttäuschung. Über das Schwanken der Bürger zwischen Privatwohl und Gemeinwohl. (Shifting involvements. Private Interest and public action, deutsch). Übers. Von Sabine Offe. 1. Aufl. – Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1988. (STB 729)

Jäger, Georg: Empfindsamkeit und Roman. Wortgeschichte, Theorie und Kritik im 18. und frühen 19. Jh. (Hrsg.von Hans Fromm, Hugo Kuhn u.a.). – Stuttgart, Berlin, Köln u. Mainz: Kohlhammer, (1969). (Studien zur Poetik und Geschichte der Literatur 11)

Klein, Hans-Dieter: Geschichtsphilosophie. Eine Einführung. 6., unver. Aufl. – Wien: Literas, 2005.

Langen, August: Der Wortschatz des deutschen Pietismus. 2., erg. Aufl. – Tübingen: Niemeyer, 1968.

Langner, Margit: Sophie von La Roche – die empfindsame Realistin. – Heidelberg: Universitätsverl. C. Winter, 1995.

Luhmann, Niklas: Liebe als Passion. Zur Codierung von Intimität. 1. Aufl. – Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1994. (STB 1124)

Maier, Hans-Joachim: Zwischen Bestimmung und Autonomie. Erziehung, Bildung und Liebe im Frauenroman des 18. Jhs. Eine literatursoziologische Studie von Christian F. Gellerts *Leben der schwedischen Gräfin von G\** und Sophie v. La Roches *Geschichte des Fräuleins von Sternheim*. – Hildesheim, Zürich u. New York: Olms-Weidmann, 2001. (Germanistische Texte und Studien, 65)

Schmidt, Martin: Pietismus. 3. Aufl. – Stuttgart, Berlin, Köln u. Mainz: Kohlhammer, 1983. (UTB 145)

## Abstract

Im Mittelpunkt der Arbeit steht die Frage, ob und in welchem Maß das Subjekt seine aufklärerischen Ideale in der Gesellschaft zu behaupten vermag. Die Folgerichtigkeit zu den eigenen Gedanken stellt eine Forderung der Aufklärung dar und ist auch der Weg zur eigenen Selbstbehauptung. Entscheidend ist, dass es nur in der Gesellschaft seine Ideale und somit sich selbst behaupten kann. Eine falsche Strategie ist die Flucht vor der Welt (um z.B. die eigene Tugend vor der Korrumpierung zu retten – dadurch wird diese aber sinnlos): als Beispiel dazu dienen Reizenstein und seine Freunde, welche auf diese Weise jeglichen Anspruch auf Mitgestaltung der Gesellschaft aufgeben. Auch Sophie von Sternheim reagiert nach dem ersten Kontakt mit dem Nicht-Identischen falsch, indem sie eine kompromisslose Haltung gegenüber einer Gesellschaft einnimmt, der sie sich moralisch überlegen fühlt. Dadurch wird sie aber zur Außenseiterin: um ihre tätige Tugend auszuleben, findet sie ein *Modus vivendi* mit dem Allgemeinen. Sie schafft es, dieses nach ihren Vorstellungen zu prägen. Die Kapiteln:

*Arkadien versus Gut Sternheim* vergleicht die idealen Lebensvorstellungen beider Romane. *Gelassenheit – zwischen Tugend und Leidenschaft* befasst sich mit dem konfliktuellen Verhältnis zwischen subjektiven Impulsen und den moralischen Vorschriften, welche diese zu bändigen versuchen und sich unter dem bürgerlichen Gebote der Gelassenheit subsumieren. Der Aspekt der Affektkontrolle wird in *Leidenschaftliche und vernünftige Liebe* näher untersucht. *Schicksal und Vorsicht* sind zwei unterschiedliche Vorstellungen, welche als Maske für die Subjektivität der Hauptgestalten dienen. *Das Verhältnis des Subjekts zum Allgemeinen* und *Ausgeübte Tugend* analysieren zunächst das Verhältnis des Subjekts hinsichtlich der sozialen, politischen sowie ökonomischen Wirklichkeit, um schließlich die effektive Konkretisierung seiner philanthropischen Ideale zu hinterfragen.

## **Lebenslauf**

Geboren am 25.06. 1973 in Bozen. Verheiratet, ein Kind.

### **Studien:**

Besuch der Volksschule in italienischer Sprache.

Besuch des öffentlichen Gymnasium-Lyzeum *Franziskaner* in Bozen. Reifeprüfung bestanden am 15.07.1993

01.09.1993 – 05.08.1997 Studium der Rechtswissenschaften an der *Università Cattolica*, Mailand – abgebrochen.

Seit 01.10.1997 Studium in den Studienrichtungen Deutsche Philologie – Rumänisch an der Universität Wien.

### **Beruf:**

Ab Sommer 1997 als Teilzeitarbeiter während den Ferien tätig. Seit Jänner 2004 Angestellter beim Betrieb für Sozialdienste Bozen.